

experimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti, Antje Hampe und Rüdiger Heins

03.2019



Das Sichtbare

und das Unsichtbare

Inhalt

Marie-Paule Olinger	∞	Titelbild
Antje Hampe	5	Editorial
Michael Köhler	6	Befehlsketten
Peter Waffel	8	Leberecht Lamm (*1917-†1993)
Christian C. Kruse	16	Nachspielzeit
Philip J. Dingeldey	21	Reflex – ein kleiner Gedichtzyklus
Johanna Wurzinger	26	Ich bin in Ordnung
Marie-Paule Olinger	31	The Command
Susanne Konrad	32	Fluch der Straße
Seminar	35	Der Traum vom Buch kann in Erfüllung gehen
Antje Hampe	36	Das Sichtbare und das Unsichtbare
Simon Gerhol	40	Die Götter und die Wurzeln allen Übels
Charles Stünzis Antiquariat	42	Nicolas Eyer, Über den Jenseitspass (2009)
Marie-Paule Olinger	47	Brush in Hand
Juliane Uhlenbrock	48	Nebel
Wollsteins Cinemascope	57	Das Haus am Meer
Barbara Wollstein	58	Was ist das eigentlich heutzutage, ein Rocker?
	60	Leser(innen)briefe
	66	Impressum

Die **experimenta** finanziert sich ausschließlich durch Spendengelder. Das macht uns unabhängig von Werbung.

Seit fünfzehn Jahren ist es uns gelungen, unser Magazin auf diese Weise, mit einem geringen Budget, über die Runden zu bringen. Dennoch möchten wir Sie an dieser Stelle bitten, die **experimenta** durch Ihre Spende zu unterstützen. Bei mehr als 20.000 Abonnentinnen und Abonnenten kann uns schon ein Betrag von 1 bis 50 Euro oder mehr sehr hilfreich sein, um unsere redaktionelle Arbeit entspannter und effektiver zu gestalten.

Mit Ihrer Spende können wir Kosten für umfangreiche Recherchen finanzieren. Damit wir die nächsten fünfzehn Jahre weitermachen können, hoffen wir auf Sie mit Ihrer Solidaritätsspende.

Wir bedanken uns herzlich für Ihre Unterstützung!

Ihre **experimenta** Redaktion

Unabhängig durch Solidarität.

Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMD55XXX

Verwendungszweck: **experimenta**



Marie-Paule Olinger
Bär im Schnee (2014, Acryl & Sand)



Marie-Paule Olinger
Büffel wartend (2014, Acryl & Sand)

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,



sichtbar oder unsichtbar – das ist hier die Frage. In vielen Lebenssituationen sehen wir uns genötigt, auf die unmittelbaren, scheinbar offenkundigen Reize unserer Umgebung, reagieren zu müssen. Vieles deutet darauf hin, dass wir keine Wahl haben. Aber wie wirklich ist die Wirklichkeit? Sind wir tatsächlich Teil eines großen Ganzen – eine Ameise im Ameisenhaufen, immer bemüht, fleißig die eigene Rolle gemäß dem Prinzip Ursache und Wirkung zu finden und ihr gerecht zu werden? Oder kann eine Rollenzuschreibung in einer Gesellschaft wie der unseren, deren auffällige Schläfernatur jede Logik in Walt Disneys Version von Peter Pan verbannt und ad absurdum führt, gelingen?

Wir berufen uns auf eine Wirklichkeit, der wir außer Passivität nichts entgegenzusetzen haben. Mit den uns immanenten Bildern davon, wie Leben funktioniert, verpassen wir dem Dasein ein Netz voller Kategorien, aus dem es kaum Entrinnen gibt. Mehr noch, wir verwechseln die Kategorie mit uns selbst und es ist dieses Selbst, das wir erfunden haben. So deutlich, dass der fließende Grund unter unseren Füßen zu einer starren Scheibe gerinnt, deren Ränder uns suspekt erscheinen.

Wir sind eine Gesellschaft, die droht über den Rand zu kippen, ohne Vorstellung davon, was uns erwartet, denn schon die Ausgangshypothese ist längst verschwunden hinter der starren Maske der gut gemeinten Gönnerhaftigkeit, dem Ringen nach Anerkennung und des nicht wissen Wollens. Möglicherweise haben wir viele sichtbare Feinde im Außen, jedoch mindestens zwei unsichtbare Freunde: Die Liebe und den Tod.

Antje Hampe

Michael Köhler

Befehlsketten

(1)

 in dein
 Rand A
 den A
 über A
 ge! A
Sprin- nderland ...

(2)

Tausend Orte für Schnee -> eine Weh` = kristalliner Filz / Schmilz!

(3)

Ihr Quanten / Quellte! / aus dem Nichts / diese Welt

(4)

Im Hellen / keine Orchidee . Klee . der weiße : Gleise!

✖ **Michael Köhler**, Jahrgang 1959 und wohnhaft in Ettlingen. Finanzwirt, u.a. Autor von Comic-Strips, Texten in Badischer Mundart und Lyrik auf Hochdeutsch. Mehrfacher Mundartpreisträger. Veröffentlichungen in diversen Literaturzeitschriften und Anthologien.



Marie-Paule Olinger
Bulle & Bär (2014, Acryl & Sand)

Die Ehrung eines nie gelebt habenden unbekannten Dichters zu seinem 25. Todestag durch ebenfalls nie gelebt habende Freunde, Weggefährten und Schüler wird zur Hommage an alle existierenden literarisch Tätigen, die zu Recht oder Unrecht unbekannt bleiben oder bisher geblieben sind. Die Dichter, die wir kennen, sind wohl von der Anzahl her ein Bruchteil derjenigen, die überhaupt Gedichte schreiben oder geschrieben haben, aber jene wären nicht die, die wir kennen, wenn es die anderen, die unbekannt blieben, nicht gäbe. Denn hohe Bäume wachsen nur dort, wo die andern Bäume schon relativ hoch sind.

Die „Beiträge“ zu dieser „Gedenkschrift“, die in dieser und den nächsten Folgen von experimenta abgedruckt werden, sind zugleich Reminiszenz an die Dichtung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland und werden zur Gelegenheit, Sprache in verschiedensten Formen in Szene zu setzen. Den zwischen Spaß und tieferer Bedeutung, zwischen Kritik und Satire, Parodie und Imitation wechselnden Gedichten, Interpretationen und Essays wird der Anschein von Wirklichkeit gegeben, und das Gewohnte und Vertraute erscheint vor dem Hintergrund des Unbekannten und Fiktiven in einem andern Licht.

B. S. Orthau

B. S. Orthau, Zum 25. Todestag von Leberecht O. Lamm, Teil 1:

Peter Waffel: Leberecht Lamm (*1917 †1993)

Leberecht O. Lamm war ein Dichter, der den meisten unbekannt geblieben ist, den aber Freunde und Weggefährten mit dem von B. S. Orthau herausgegebenen Band „Als ob da Dinge wären“ zum 25. Todestag ehren. Lamm wurde am 3. 9. 1917 geboren und starb am 14. Oktober 1993, ein paar Tage, nachdem ihn Spaziergänger, völlig durchnässt und unterkühlt, aber auch völlig in sich zurückgezogen auf einer Bank sitzend gefunden hatten. Er hatte schon länger psychische Probleme und man hatte bereits 1978, als er sich in psychiatrische Behandlung begab, Ansätze zu einer dissoziativen Störung diagnostiziert, die durch seine Tinnitus-krankung und seinen Hang zum Grübeln, zum in sich Versinken verstärkt wurden. Dissoziative Störungen sind komplexe Phänomene, meist Reaktionen auf unerträgliche Erlebnisse oder gravierende innere Konflikte; die Betroffenen ziehen sich von der Welt zurück, stellen sich tot, blenden Erinnerungen aus, bis hin zur Auslöschung der eigenen Identität. Lamm muss – aus seinen Gedichten wird es ersichtlich – durchaus Phasen der Unbeschwertheit, des Glücks nicht nur in seinem literarischen Tun erlebt haben, aber sein Leben war alles andere als leicht. Die Mutter starb 1947 an Unterernährung und an der Kälte, sein Vater war war in einem langen, quälenden Prozess des Sterbens 1929 nach einer Herzoperation im Krankenhaus an einer Sepsis zugrundegegangen. Lamm, damals 12-jährig, machte sich sein ganzes Leben lang Vorwürfe, weil er ihm nicht helfen, seine Lage nicht ändern konnte. Später setzte er mit dem nachfolgend wiedergegebenen Gedicht dem Sterben des Vaters ein Denkmal:

Intensivstation/Delir

Das Lager hebt sich
und alles ist da
die Wolke am Fenster
aufsteigender Rauch
der Stein
die Sonne
auf der weißen Wand
das Laken
der zerstoebene Bauch
der Fisch am Haken
im hellheißen Sand
der eingefallene Mund
der wehe, vertrocknete Schlund
der enge Verband
der weich gebettet auftauchende Schmerz

das Treiben im Strudel
hinabgestiegen hinaufgezogen
zu den brausenden Wogen

Der Arzt der ihm sagt dass er lebt
mit seinem nadelspitzen Verstand
die Mutter die lächelnd über ihm schwebt
das versehrte Herz in der Hand
der verstörte Blick
die irrenden Augen die alles sehen
die wirren Gedanken die nicht verstehen
die vielen Stunden die nicht vergehen
die glühende Wand
das fiebrige Lallen
das Fallen

Der in Glas geritzte Schrei
das vergebliche Wort
Und alles ist da
und alles ist fort
die Sonne
der Stein
und der weiße Strand
das Laken so rein

Wieder
das Schreien
hinter der weißglühenden Wand
Er ist allein
Er geht in ein anderes Land
treibt in ein anderes Meer
wo er versinkt
wo ihn anderes quält

Zahnlos beißen
die Kiefer auf Eisen

Jeden Tag
den er bestand
hat er bezahlt
mit seiner Kraft
die ihm nun fehlt

Dann fällt
der Stein
Nichts wird mehr sein
wie es war

Nur Rauch steigt auf
immerdar

Lamm selbst war nach einer Lehre als Schriftsetzer 1939 eingezogen und zuerst in Polen, später in Sizilien stationiert worden, wo er dann in amerikanische Gefangenschaft geriet. Als Soldat hatte er während eines Urlaubs seine Frau kennengelernt und geheiratet, sie und sein Kind, das er nur einmal gesehen hatte, kamen 1944 bei einem Bombenangriff ums Leben. Nach dem Krieg arbeitete er als Schriftsetzer und Drucker, später dann als Journalist, seine äußeren Verhältnisse stabilisierten sich. 1953 veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband, aber nach hochfliegenden Erwartungen wird das Buch eine Enttäuschung – niemand interessierte sich dafür. „Sommerabend am See“ ist eines der Gedichte daraus.

Sommerabend am See

Es atmet das Land die Kühle des Abends.
Äste schwanken leicht und es sind
Schemen in den Wald gebannt;
die Blätter fächeln im Wind.

Die Ufer verdüstern hinüber zum Wald,
der zuvor noch im Sonnenlicht lag;
durchs Ried streicht ein Flüstern.
Es schwindet der Tag.

Silbergewellt ragt die Fläche des Sees
zum jenseits liegenden Ufer hin,
vom dämmernden Himmel erhellt,
pulsierendes Flirren darin.

Im Wasser wehen träge fasrige Algen,
spiegelt sich schwankend ein Baum.
Zwischen den Schilfhalmen stehen
Moder und grünlicher Schaum.

Glitzernd zittern kleine runde Wellen
endlos von der Mitte an den Rand,
nassen Ziegelbrocken, die verwittern,
Kieselsteine, weißen Sand,

Plätschern an Kähnen, halb gesunken,
zwischen den glitschigen Zweigen
von Büschen, die am Ufer lehnen,
sich zum Wasser neigen.

Dann verblassen die azurenen Schatten
ins Grau, Farben schwinden, dunkeln,
von Licht und Sonne verlassen,
zwischen fiebrigem Funkeln.

Allmählich fallen die Ufer in Schwarz.
Das Silber glänzt härter und weiß.
Die Stimmen der Dinge verhallen.
Die Nacht kommt leis.

Man spürt die Kälte in diesem Gedicht und es ist fast so, als würde man auf Eis stoßen, würde man die Ziegelbrocken am Ufer ein wenig beiseite scharren. Es ist die von G. Benn generell kritisierte „Naturlyrik“, wie wir sie auch von andern Dichtern aus der unmittelbaren Nachkriegszeit kennen, aber auch Benn ging es nicht um die Aufarbeitung der unmittelbaren Vergangenheit, sondern eher um etwas, was man als die ästhetische Wahrhaftigkeit des Gedichts im Zeitalter von Technik und Industrie nennen könnte.

Lamm arbeitete trotz seiner Enttäuschung literarisch weiter, schrieb weiter Gedichte, Essays, ein Buch mit Politikerporträts, übersetzt, verfasste Aphorismen und den „Spinnenjäger“, einen Roman, in dem er seine psychischen Probleme aufzuarbeiten suchte, deutlich machte, wie er mehr und mehr seine Gedanken verfolgt, bis er dann das Gefühl hat, als sei sein Denken fremdgesteuert, als könne er es nicht mehr kontrollieren.

Anscheinend war auch eine Fehlmedikation mit einem die Gehirndurchblutung fördernden Mittel an dieser Entwicklung schuld. Dazu muss man sehen, dass er 1960 seinen eigenen Verlag gegründet hatte, aber sehr schnell erkennen musste, dass er der kaufmännischen Seite des Verlegerberufs nicht gewachsen war, und dass wohl diese Belastung, dieses Scheitern mit an seiner Tinnitus-erkrankung schuld war.

Konsequent lässt sich Lamm in der Folge zum Briefträger umschulen und übt diesen Beruf bis zur Pensionierung 1982 aus. Die Bewegung an der frischen Luft – Briefträger haben in dieser Zeit ihre Wege noch hauptsächlich zu Fuß zurückgelegt – bekommt ihm anscheinend, aber seine Ohrgeräusche und seine psychischen Probleme machen ihm dennoch zu schaffen, noch mehr aber scheint er unter seiner literarischen Erfolglosigkeit zu leiden. Sein Ton wird bitterer, ironischer, teilweise auch sarkastisch. In „Der Mann, der hinter Schränke onanierte“, 1997 posthum von P. Weltmann herausgegeben, treibt er mit Entsetzen Scherz, aber es geht ihm darin nicht in erster Linie „um eine verkorkste Sexualmoral der Gesellschaft, sondern um das Verhältnis des Einzelnen zu den Normen einer verkorksten Gesellschaft“, wie er es einmal ausdrückte. An seinem Protagonisten, der nach und nach zum Mitglied der Medienprominenz, zum gehätschelten Schoßhund des Publikums, damit aber sich selbst fremd wird, versucht er, dies karikierend auf den Punkt zu bringen und gleichzeitig deutlich zu machen, dass jeder Erfolg, damit also auch der literarische, darauf beruht, „dass man das Publikum dort kitzelt, wo es gekitzelt werden will“, wie er es ebenfalls einmal ausdrückte.

Er schreibt wohl nach 1984 nicht mehr, zieht sich mehr und mehr vor seiner Umwelt zurück, verfällt mehr und mehr seiner Dissoziation. Auch im Tod hat er sich seiner Welt verweigert, wie sie sich ihm als Dichter und Schriftsteller verweigert hat, und ein Werk hinterlassen, das noch zu entdecken ist.



Marie-Paule Olinger
Der letzte Wächter (2017, Acryl)



Marie-Paule Olinger
Die Reiter (2014, Acryl & Sand)

Druckerei oder Copy Shop gesucht!

Redaktionsteam sucht engagierte Druckerei, die den Druck der Einzelausgaben der **experimenta** auf Bestellung übernimmt.

Interessiert?

Angebote richten Sie bitte an redaktion@experimenta.de

Telefon: 06721 - 921060

Wir bieten eine Plattform

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind. Wir veröffentlichen Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkunst; Prosatexte als Short Storys, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir: Fachartikel zum kreativen- und literarischen Schreiben; Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen; Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin; Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche; Beiträge rund um das Thema Musik.

Die **experimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(Innen) und Fotograf(Inn)en für die Illustration unserer Ausgaben.

Beiträge per E-Mail senden an: redaktion@experimenta.de

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!

Christian C. Kruse

Nachspielzeit

Drei Männer sitzen an einem mit kleinen Steinen und Muschelresten durchsäten Sandstrand. Die Köder der vor ihnen im Sand steckenden Angelruten hüpfen beutelockend in dem auf dieser Seite der Insel beschaulich heranrollenden Pazifik.

Alle drei kann man als vom Leben gezeichnet beschreiben, wobei dies nichts mit dem grauen Eingefallen-Sein zu tun hat, welches oft bei Menschen zu finden ist, die ihr ganzes Leben bei schwerer, aber freudloser Arbeit verbracht haben. Nein, da sitzen drei Männer, die ihr Leben gelebt haben, voll ausgeschöpft in seiner Bitternis und Süße zugleich, und sich, gelabt und gesättigt, zur Ruhe begaben, um den Geschmack der Erinnerung zu kosten. Schweigend schauen sie auf das Meer, lauschen dem Klang der Wellen. An diesem Ort, so scheint es, sind Stunden, Tage oder gar Jahre ohne Bedeutung. Die Natur, die Erde, das Universum kennt diese Begriffe nicht. Den Wechsel der Gezeiten, ja, das Werden und Vergehen, aber nicht das Ticken von Uhren, das Stampfen und Rattern der Maschinen, die das Leben erleichtern, verlängern oder beenden sollen. Dies trägt nicht zur Existenz des großen Ganzen bei.

Und das haben die drei Männer dort an dem Strand gerade noch rechtzeitig erkannt.

„Und? Bereut ihr es manchmal?“ Der neben dem Fragenden sitzende Mann schüttelt sein kahles Haupt, der wohl altersgleiche Typ mit grauem Vollbart und Sonnenbrille tut es ihm gleich.

„Nein, wirklich, absolut nicht. Manchmal verfolge ich, was die anderen machen – wenn sie eine neue Platte aufnehmen oder irgendwo live auftreten. Ich denke, sie genießen es und haben auch ihren Spaß...“

„Schon, ja. Nur gehen sie es mittlerweile auch etwas ruhiger an. Wir haben damals halt ... an beiden Enden gebrannt!“

Und dann, auf einmal, ist es mit der Beschaulichkeit vorbei. Der mit der Sonnenbrille springt auf, deutet auf eine der Angeln. „Hey, KayCee, hey, pass auf! Du hast was am Haken!“

Einen kurzen und fordernden Kampf später liegt der Fisch erlegt am Strand, die drei Männer knieen um ihn herum. Es sieht aus, als würden sie ein Dankesgebet an den Fisch richten, bestimmt ist dies auch der Fall.

Am Horizont verschwindet die Sonne als glutroter Ball, den Streifen Himmel über dem Meer in verschiedene Orange- und Rosatöne einfärbend. Die ersten Sterne werden sichtbar, und der Mond ist als eine schmale Sichel zu erkennen.

Das Trio erreicht ein in der Nähe des Strandes errichtetes Haus, dabei den Eindruck erweckend, es handle sich um eine Gruppe High School-Absolventen auf dem Weg zum Abschlussball. „Hi, JayJay, bist Du da?“, ruft

der Glatzköpfige beim Betreten des Hauptraums, „wir haben das Abendessen dabei!“ „Sie wird bei dem Stein sein, Alan“, spricht der Graubart, seine Sonnenbrille abnehmend. „Dann bereiten wir schon mal den Fisch zu“, sagt Alan, „und danach spielen wir noch ein bisschen. Was sagst Du, Jim?“ Der so Angesprochene nickt und antwortet: „Da bin ich dabei...“

Der Abend hat die Dunkelheit mitgebracht. Vom Meer weht eine sanfte Brise und lässt die Lichter der Grabkerzen kaum merklich flackern.

Die Frau sitzt auf der einfach gezimmerten Bank, dort, unter den damals bei ihrer Ankunft gepflanzten Mandelbäumen, und lauscht dem Gesang der Zikaden. Tief atmet sie den Geruch der sie umgebenden Pflanzen ein. Manchmal kann die Frau es nicht wahrhaben, hier, an diesem Ort, angelangt zu sein.

Nacheinander hatten sie sich dazu entschlossen, abzubrechen, aufzuhören, als der Druck zu groß wurde: Liveauftritte, neue Songs, neue Platten, das Fernsehen, die Presse – und die Fans...

Von Brian erhielt zuerst Alan einen Brief. Es habe ihn nicht mehr angetörnt, schrieb er darin, der ganze Rock`n Roll-Zirkus, die Drogen... Und so habe er seinen Tod vorgetäuscht, ertrunken im Pool, zwei enge Vertraute hätten ihm den Rat gegeben (Der Arzt, der den Totenschein ausstellte, sei gut entlohnt worden). Und dann habe er sich auf den Weg gemacht, hierher, an diesen abgeschiedenen Ort, wo ihn niemand kannte.

Die Lichter der Grabkerzen werfen flackernde Schatten auf den Stein, auf dem lediglich sein Vorname eingemeißelt steht, dazu das Geburtsdatum und der Tag des tatsächlichen Ablebens.

Genau vor einem Jahr ist es gewesen, da hat er noch einmal eine Zeitreise machen wollen, sich dafür den Stoff aufgeköcht, und dabei ist das Herz dann stehen geblieben.

Die Frau erhebt sich, und geht den kleinen Pfad zum Haus zurück, der von dort ertönenden Musik entgeg. Bestimmt würde das Abendessen bald fertig sein...

✖ **Christian C. Kruse**, geboren am 21.12.1963, schreibt seit Anfang der achtziger Jahre Lyrik, Prosa, Essays. Veröffentlichungen in Zeitungen, Fachmagazinen, Anthologien und im Selbstvertrieb Factory27. Lesungen, Performances, Straßenmusik. Ist unterwegs, "um das Gleichgewicht der Kräfte aufrecht zu erhalten".
Weiteres auf www.factory27.de



Marie-Paule Olinger

Werbeanzeigen und Marketing-kooperationen im Kunst- und Literaturmagazin **experimenta**

Die experimenta ist ein renommiertes Radio- und Onlinemagazin, das über einen hohen Bekanntheitsgrad und eine große Reichweite verfügt.

Unsere Themenschwerpunkte variieren im Spannungsfeld künstlerischer, gesellschaftlicher und psychologischer Schwerpunkte. Besondere Akzente setzen wir in der literarischen Landschaft und über die entsprechend angepassten Illustrationen in der Bildenden Kunst und im Bereich der Fotografie.

Im Jahr 2019 ist es uns ein besonderes Anliegen, die literarischen Texte und die Illustrationen stark aufeinander zu beziehen, um im Kontext der monatlichen Auseinandersetzungen, den wir per Pressemitteilung ankündigen, einen interaktiven Raum in der Kunst zu gestalten.

Wir vernetzen die verschiedenen Stilrichtungen und sind bemüht neben bekannten Personen des öffentlichen Lebens auch unbekannte Autorinnen und Künstler vorzustellen, um eine Verknüpfung der

künstlerischen Landschaft zu verstärken, in der neue Impulse eine Entwicklung andeuten, die für Kunst- und Literaturinteressierte besonders von Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang sind wir auf der Suche nach Partnern für Werbeanzeigen, die inhaltlich in die verschiedenen Rubriken der experimenta eingeflochten und auf Wunsch auch von uns entworfen werden können. Dieses Angebot richtet sich insbesondere an Verlage, Galerien und Museen, aber auch an Bildungseinrichtungen und Stiftungen jeder Art, die sich im gesellschaftlichen und künstlerischem Raum sowie dem Bereich der Lebensgestaltung engagieren.

Um Ihr Unternehmen in der experimenta zu bewerben, kontaktieren Sie uns bitte unter:

presse@experimenta.de

Weitere Informationen: 06721 - 921 060

Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Ihnen!

Herzliche Grüße

Antje Hampe



Marie-Paule Olinger

Philip J. Dingeldey

Reflex – ein kleiner Gedichtzyklus

Ist die deutsche Lyrik am Ende?

Die deutsche Lyrik ist am Ende.
Seit Schiller, Heine, Brecht und Celan ist zu viel Zeit
Vergangen.
Es scheint, wir haben
neben dem Denken auch das Dichten verlernt.

Einst war Lyrik mal das dichte Feld,
In dem Gefühl, Satire und Kritik wild sprossen.
Doch nun ist es oft ein verengter Zirkus,
voller Regentropfen und bewunderter Bäume in einer heilen Welt.
Pseudotiefsinniges Wohlfühlen!

Und nun gegenüber dem Ganzen – dies:
Diese abstrakte Literaturform, die alles sein kann,
Nur nicht beschnitten,
Sie wird in konsumierbare Häppchen gewürfelt,
Powered by Poetryslams
Thanks to Kulturindustrie.

Es scheint, der Lyrikhipster ist der neue Biedermeier,
Verwechselt Wortwitz mit Talent.
Dabei wissen wir doch seit Adorno:
Nach Auschwitz sollte es das nicht mehr geben.
Haben wir Lyriker versagt?
Sind Herz, Biss und Witz in Watte erstickt?

Was das Gedicht und seine feine Szene braucht,
Ist es erneut Finger in unsere Wunden zu legen,
Die Bravheit muss der Liebe, dem Zorn, wenigstens aber
Der desillusionierten Hoffnungslosigkeit weichen.
Die Losung lautet: Make Poetry Great Again!
Und mit Aufschriften auf Jutebeuteln ist das noch nicht getan.

Prekäres in Blau-Rot-Gelb

Die Dunkelheit frisst das Blau
Aus einem zersplitterten Tag.
Beim Bier haben wir zu viele
Löcher in ihn gestarrt,
Haben etwas in ihm zu sehen gesucht,
Was es für uns nicht geben kann.

Aus unseren Schuhsohlen fließt Rot,
Das Rot der kleinen Kinderhände,
Es verfolgt uns auf unserem Weg durch die Hitze,
Zerfließt mit alkoholisiertem Angstschweiß
Und derweil träumen wir, Schädel an Schädel
Und unfähig zur Moral, vom großen Fressen.

Die paar Münzen in der Tasche
Reichen aber nur noch für billigen Schnaps.
Wir entfliehen der Nüchternheit,
Wir entfliehen dem Job.
Die vergilbte Not der Existenz zerfrisst uns,
Das Leben ist keine Option.

Das neue Studendariat

Freitagabend. Hab kein Geld, doch
 Der AStA feiert
 Eine Veranstaltung über Lyrik an Wänden.
 Ich denke der Kaffee ist gratis,
 Und es ist billiger
 Als Kino. Ich gehe mal hin.

Doch es gibt nur Kräutertee für stillende Öko-Mütter,
 Denn Kaffee sei zu kolonialistisch.
 Ein reicher Dauerstudent betet sein Mantra:
 Die lyrische Bewunderung der weiblichen Schönheit sei misogyn.
 Verarmt und ohne Koffein fehlt mir die Kraft zum Widerspruch.
 Schlauschlau.

Und was ist mit männlicher Schönheit?, denke ich.
 Doch bevor ich den versteiften Finger gegen die Zensurversuche heben kann,
 trennen sie schon Grüppchen,
 Frauen und allerlei kulturelle Minderheiten gegen männliche Kunst.
 Sie grenzen sich voneinander ab,
 Man gehört dazu, oder ist ein Anderer.

Das ist es: das neue progressive Studentariat.
 Früher kämpfte es für Freiheit, Gleichheit und Demokratie,
 Gegen Ausbeutung und Unterdrückung.
 Heute pflegen sie ihren kulturellen Status, ihre besondere Identität,
 Teilen, wo mal soziale Einigkeit herrschte.
 Borniert gleichen sie sich den Identitäteren an.

Wem gehört die Kultur?

Von den selbsternannten Fortschrittsfreunden hört man,
Dass Dreadlocks eine Form der kulturellen Aneignung seien;
Ein Diebstahl einer indigenen Kultur
Begangen von den früheren Kolonialherren.

Wenn nur noch derjenige ein Kulturgut beanspruchen kann,
Der aus dem dazu gehörigen ursprünglichen Land stammt,
Was dürfen wir dann noch?

Dürfen nur noch Germanen und Italiener Hosen tragen?
Dürfen nur noch Amerikaner T-Shirts tragen?
Dürfen wir überhaupt noch englischsprachige Filme sehen und Musik hören?
Und wem gehört dann eigentlich der Jazz?
Gehört Shakespeare nur den Engländern?

Müssen alle Yogastudios geschlossen werden?
Dürfen wir noch Döner essen?
Dürfen wir noch exotische Cocktails trinken?
Oder dürfen diese flüssigen Mischungen überhaupt noch angeboten werden?
Dürfen sich Deutsche nur noch in der Missionarsstellung amüsieren,
Oder dürfen sie für Oralverkehr mal über die französische Grenze?

So kann man den Rechten, die nur dem Biodeutschen das Land lassen wollen,
Wie auch denjenigen, die Links sein wollen, zurufen:
Esst Steckrüben, Deutsche! Denn die beliebte Kartoffel
Stammt aus der früheren Kolonie Amerika.

✖ **Philip J. Dingeldey**, ist experimenta-Redakteur und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Greifswald. Studium der Politischen Theorie, Politikwissenschaft und Geschichte in Erlangen-Nürnberg, Frankfurt a. M., Darmstadt und Blacksburg (Virginia, USA). Er schreibt für verschiedene Medien, unter anderem für FAZ, FR, ND, Hohe Luft, Nürnberger Zeitung und TITEL-Kulturmagazin. Diverse Buchveröffentlichungen. Zuletzt erschienen: *Hiob 2.0. Eine Neonovelle* (edition maya 2016) und *Nürnberg – einfach spitze* (Wartberg Verlag, 2016). 2014 erschien sein Gedichtband *Null Ahnung hat der Heilige Geist* (art & words).

Über uns

Die **experimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **experimenta** hat zirka 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen. Man kann sie sich auch als gedrucktes Exemplar bestellen:

abo@experimenta.de

Die **experimenta** erscheint monatlich neu und steht für jede(n) Interessierte(n) online zur Verfügung:

www.experimenta.de

Die **experimenta** ist ein kostenloses Online-Magazin und daher für „kulturelle Werbung“ bestens geeignet. Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen und erreichen vor allem die Interessenten Ihrer Anliegen. Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

Bewerben Sie Ihr Buch in der **experimenta**

Bei uns sind Sie an der richtigen Adresse. Eine aufmerksame Leserschaft wird auf Sie aufmerksam werden. Bereits ab 50 € schalten wir Ihre Anzeige monatlich.

Für weitere Informationen senden Sie eine Mail an: presse@experimenta.de

Johanna Wurzinger

Ich bin in Ordnung

Dicht neben seinem Gesicht kroch eine Ameise herum. Sie erkletterte einen braunen Erdbrocken nach dem anderen und betastete kurz mit den Fühlern den glitzernden Speichelfaden, der ihren Weg kreuzte. Ein Stück lief sie an ihm entlang, bog plötzlich scharf nach rechts ab und kam auf ihn zu. Erst knapp vor seinem linken Auge hielt sie inne. Ihre Fühler beschrieben kleine Kreise in der Luft und die winzigen Greifer an ihrem Kiefer arbeiteten ohne Unterlass. Dann wandte sie sich um und verschwand.

Kurz darauf etwas am äußeren obersten Rand seines Blickfelds: Größer als die Ameise vorhin, rot, schwarz, eine Feuerwanze. Soldaten nannte man sie, das wusste er noch, weil das Muster ihres Panzers angeblich an die Uniformen der Soldaten in alter Zeit erinnerte. Die Wanze war schneller unterwegs als die Ameise, wandte sich hierhin, wandte sich dorthin, auch sie machte an dem kleinen Fluss halt und lief weiter, bis er sich fragte, was sie dazu bewog, ständig die Richtung zu ändern. Sie kam näher und befand sich schließlich direkt vor seiner Nase. Er musste die Augen verdrehen, um sie noch scharf sehen zu können. Eine lächerliche Angst packte ihn. Früher hatte er nie auch nur einen Gedanken an all die Insekten, die in der Luft umhersummten oder auf der Erde krabbelten, verschwendet. Bis auf die Wespen, die hatte er schon immer gehasst, wie sie auf dem Fallobst krabbelten, auf der Öffnung seiner Bierflasche herumkrochen oder sich beim Abendessen auf dem Aufschnitt niederließen. Minna hatte stets in den Zweigen des Zwetschgenbaums Plastikflaschen mit etwas Sirup darin aufgehängt. Die Wespen waren hineingekrochen und hatten nicht mehr herausgefunden. Aber dennoch schienen sie nicht weniger zu werden, zumindest war ihm das so vorgekommen.

Heftig schnaubte er. Die Wanze drehte sich weg und verschwand hinter einem großen Erdbrocken. Die Sonne stieg höher, er erkannte es an den Schatten der Ribiselsträucher, die kürzer wurden. Es musste auf elf zugehen, wenn nicht gar halb zwölf. Die Sträucher könnten auch wieder einmal einen Verjüngungsschnitt gebrauchen; ihm wollte nur seit Tagen nicht einfallen, wo seine Gartenschere lag. Wahrscheinlich hatte eine seiner Töchter sie verschwinden lassen, vermutlich Desiree.

Für einen Moment schloss er die Augen, musste sie jedoch gleich wieder öffnen, da ihm schwindelte. Der Schmerz in seinem Oberschenkel, vor wenigen Minuten noch scharf und stechend, war nun nicht mehr als ein Pochen: leise, aber unüberhörbar. Er fragte sich, ob etwas gebrochen war. Vielleicht war es nur eine Prellung, sicher musste er nur eine Weile still liegen und Kraft sammeln, dann würde es schon gehen. Wenn er es bis zum Zwetschgenbaum schaffen würde, könnte er sich vielleicht an seinem Stamm

hochziehen. Dieser Baum hatte ihn noch nie im Stich gelassen. Er atmete tief ein. Die Tomaten entfalteten in der Mittagssonne ihren würzigen Duft, einen Duft, den er liebte und der nach dem Abklauben der Blattläuse oder dem Ausgeizen der Achseltriebe noch lange an den Fingern haftete. Weiter hinten sah man das sprießende Grün der Frühkarotten. Es war schwierig, die ersten Triebe der frisch aufgegangenen Samen von Unkraut oder Grashalmen zu unterscheiden: Man musste immer abwarten, bis sich die ersten Spitzen in die zierlichen Verästelungen des Karottengrüns aufteilten. Erst dann konnte man sicher sein, dass man nicht versehentlich das Gemüse jätete und das Unkraut stehen ließ.

Ihm war heiß. Die Erde trocknete langsam; ihr staubiger Geruch stieg ihm in die Nase. Nur unter seiner linken Gesichtshälfte war sie noch feucht, große Erdkrumen, vielleicht waren es auch Steine, er hatte jetzt schon lange nicht mehr die Erde gesiebt, bohrten sich unangenehm in seine Wange.

Er nahm alle Kraft zusammen und wälzte sich auf den Rücken. Ein heftiger Stich schoss von seinem linken Bein den Rücken hoch und trieb ihm Tränen in die Augen. Er blinzelte heftig. Auch die Sonne blendete.

Der Himmel über ihm war wolkenlos. Ein einsames Flugzeug, kaum als solches zu erkennen, zog seinen Kondensstreifen hinter sich her. Schwer vorstellbar, dass dort oben Menschen in klimatisierter Luft saßen und gemütlich in Magazinen blätterten, während sie kühle Getränke schlürften, in denen die Eiswürfel leise klirrten. Seine Zunge klebte am Gaumen.

Kurz musste er weggedämmert sein. Wie sonst hätte ihn die scharfe Stimme seiner Tochter Desiree so erschrecken können? Hoch ragte sie vor ihm auf und gellte nach ihrer Schwester. Richtig, heute hatten die beiden ja ihren Besuch angekündigt. Anita eilte im Laufschrift über den Rasen, so als gelte es ein Feuer zu löschen, dabei war doch nichts weiter passiert, ein kleines Missgeschick, ja, aber die beiden würden wieder ein Theater machen, das sah er jetzt schon. Sie packten ihn unter den Armen, eine links, die andere rechts und zerrten ihn hoch. Er gab sich Mühe, sich seine Schmerzen nicht anmerken zu lassen und humpelte, von beiden Seiten gestützt, zum Haus.

„Es geht schon, es geht schon. Ich bin in Ordnung.“

„Von wegen, es geht schon!“

„Stell dir vor, wir wären heute nicht gekommen. Stell dir vor, das wäre dir an einem anderen Tag passiert!“

„Was hast du dir da wieder einfallen lassen! Du weißt doch, dass du nicht mehr Unkraut jäten sollst!“

„Du und dein ewiger Garten!“

„Du bringst dich nur selbst in Gefahr. Dieses blöde Gemüse, wo wir doch

ohnehin für dich einkaufen!“

„Und dann auch noch in diesen Schuhen, ohne richtigen Stand!“

Die beiden zeterten unaufhörlich und er gab sich versöhnlich, nickte, brummte zustimmend: Jaja, sie hätten ja recht, während er sich von ihnen aufs Sofa bugsieren ließ. Die beiden verschwanden in der Küche, um Tee zu kochen und nach der essigsauen Tonerde zu suchen, die er in der Anrichte aufbewahrte. Die Tür schlossen sie hinter sich, aber seine Ohren waren noch gut. Er gehörte noch nicht zum alten Eisen, zumindest noch nicht ganz.

Desiree führte wie immer das Wort.

„So kann das nicht mehr weitergehen. Ich kann keine Nacht mehr ruhig schlafen, wenn das so weitergeht. Dieser verdammte Garten, als ob irgendjemand dieses ganze Zeug, das da wuchert, verkochen würde. Es verkommt doch ohnehin alles.“

Anita sagte nichts, aber er nahm an, dass sie bekräftigend nickte, denn Desiree fuhr fort:

„Er verkommt, das Haus verkommt, und der Garten sollte am besten zubetoniert werden, damit er nicht die ganze Zeit darin herumfuhrwerken kann.“

Die Erdbeeren würden auch bald reifen. Heute war das Erdbeerbeet von langen Grashalmen durchzogen; das passierte, wenn man mit dem Jäten nachlässig war, aber die Ernte würde trotzdem passabel ausfallen. Minna hatte früher tagelang eingekocht und Marmelade und Sirup gemacht. Auch Kuchen hatte sie gebacken, den sie dann im Schatten der Veranda gegessen hatten, bis sie nicht mehr konnten.

„Er hängt halt so an allem. Es erinnert ihn an Mama“, Anitas Stimme klang schon sanfter. Sie war immer diejenige, die sich schneller beruhigte.

„Aber er wird alt. Stell dir vor, wir wären heute nicht gekommen. Stell dir vor, er wäre den ganzen Tag so gelegen. Du weißt, was das in seinem Alter anrichten kann. Ihm ist doch bloß langweilig. Im Heim, da sorgen sie für Beschäftigung, und er wäre nicht mehr ganz allein, so wie hier.“

Die Gurken kamen auch gut. Der viele Regen im Frühjahr hatte sie reichlich wachsen lassen. Einzelne Früchte lagen schon auf der Erde, warzig und mit stumpfer Schale, aber von ihrem Aussehen durfte man sich nicht täuschen lassen: Sie schmeckten süß wie frisches Quellwasser.

„Aber was soll er dort tun? Sein ganzes Leben hat er im Garten gearbeitet, da kannst du doch nicht verlangen, dass er jetzt plötzlich mit achtzig auf Mandalas und Mensch ärgere Dich nicht umsteigt.“

Auch einen Kürbis hatte er schon entdeckt, klein noch, aber schon in der typischen Birnenform der Butternuss. Der Name hatte ihm immer schon

gefallen, weil er den Geschmack der Frucht hervorragend beschrieb. Die Suppe, die Minna daraus kochte, hatte er geliebt, jeden Tag hätte er sie essen können.

„Weißt du eine andere Lösung? Ich nicht.“

„Das würde ihn umbringen.“

Sie hatte Recht. Es würde ihn umbringen.

-
- ✖ **Johanna Wurzinger** wurde 1983 geboren. Besonders fasziniert ist sie von Menschen, Momentaufnahmen und dem Spannungsfeld zwischen inneren Beweggründen und tatsächlichen Handlungen. Nach Studienaufhalten in St.Petersburg und Wien lebt und schreibt sie heute in Linz.

Anzeige

DAS GEDICHT

»Der Wert eines Gedichts ist unschätzbar und lässt sich nicht in Zahlen ausdrücken. Gerade in einer Zeit, in der Geld vielen Menschen alles bedeutet, ist das Verfassen und Verbreiten von Poesie die vielleicht elementarste Form des friedlichen Protests gegen die totale Ökonomisierung unserer menschlichen Existenz.« Anton G. Leitner, Herausgeber

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit rund um die Lyrik mit einem Abo unserer Zeitschrift **DAS GEDICHT**. Alle Infos unter www.dasgedicht.de und www.dasgedichtblog.de



Poesie rettet den Tag –
Lesen rettet die Poesie.



Marie-Paule Olinger

Marie-Paule Olinger

The Command

I took my brushes out
for a swim into the sea of colours.
My partner, the pen, invited me to dance
by candlelight around a painting
where lovers were engaged in the lovemaking of books.

While candles stood guard
around computers, I took my mind
for a swim into the sea of words, and
awaiting the command to write,
I put pen to paper.

Susanne Konrad

Fluch der Straße

Auf der Straße lebe ich. Meine Hände sind dick und rot. Meine Beine sind aufgequollen und notdürftig verbunden. So lebe ich, tagsüber in den Fußgängerzonen um ein paar Euro bittend, nachts in Hauseingängen und ab und zu in einer Obdachlosenunterkunft. Hier hat man wenigstens eine warme Pritsche und kann seine Habseligkeiten unterstellen. Aber lange halte ich es nicht aus. Es treibt mich weiterzuziehen.

Bei gutem Wetter gehört die Stadt mir. Dann sitze ich auf dem Asphalt, geschützt von einer Mauer, an die ich mich anlehnen kann, und beobachte die Menschen, die an mir vorbeieilen, weil ihnen mein Anblick peinlich ist. Doch geht es mir wirklich schlechter als diesen abgehetzten Gestalten? Sie sind in ihre Korsetts aus Pflichten eingeschnürt, tragen Verantwortung für Kinder, Haustiere, Wohnungen oder Häuser. Das muss ich nicht, ich bin frei.

Es gibt auch schwierige Zeiten, das räume ich ein. Der letzte Winter war lang und kalt. Draußen war es nicht zu ertragen. Also musste ich mich der Enge in der Unterkunft aussetzen. Morgens ein heißer Kaffee tat gut, aber wenn man dann dort sitzenbleiben musste, zog sich die Kehle zu. Es trieb mich nach draußen. Die Straßen waren leer, es gab wenig zu sehen, doch roch alles nach Autoabgasen. Also kehrte ich zurück. Ein Sozialarbeiter versuchte mich aufzurütteln. „Können Sie sich nicht vorstellen, in einer kleinen Wohnung zu leben, Frau Hauke?“ Ich konnte es nicht. Es ist langweilig und bedrückend, in einer Wohnung zu wohnen. Besitz empfinde ich als Last.

Die Gesundheit leidet aber. Meine Beine schmerzen an den offenen Stellen. Krankenkasse zahle ich nicht. Es gibt in der Stadt einen Arzt, der Obdachlose kostenlos behandelt. Neulich hat er sich meine Beine angesehen und sie mit Jod abgetupft, dann hat er mich wieder auf die Straße geschickt, mit mitleidigem Blick: „Sie sind doch noch so jung.“

Ich bin 45 und lebe seit vielen Jahren auf der Straße. Auch ich habe andere Verhältnisse gekannt. Meine Kindheit verbrachte ich in einem Reihenhaushaus bei Hanau, aber die Enge zwischen den Vorgärten hat mir schon in meiner Jugend zu schaffen gemacht. Die Schule verließ ich vorzeitig. Ich wollte reisen, aber von meinen Eltern bekam ich kein Geld. Also trampelte ich mittellos nach Frankreich und Italien und schlug mich durch. Das Leben auf der Straße begann mir zu schmecken. Ich wurde mal hier in ein Haus eingeladen, mal dort, aber immer, wenn ich es wollte, konnte ich wieder gehen. Meine Eltern waren entsetzt, konnten aber nichts tun. Schließlich erteilten sie mir Hausverbot, weil sie eine solche Tochter nicht ertrugen. Dabei wussten sie genau, dass ich mir keine Wohnung nehmen würde.

Damals war ich 18 und frisch verliebt, in einen Pflastermaler, der ebenfalls keinen festen Wohnsitz hatte. Ich war immer in seiner Nähe und beschützte seine großflächigen Gemälde, während er mit der Sammelbüchse herumging. Doch dann wurde ich ihm zu viel. In einer Nacht, in der wir Schlafsack an Schlafsack in einer Passage der Hanauer Innenstadt unter einem Geschäftstor eingeschlafen waren, schlich er sich davon und wechselte seinen Aufenthaltsort, ohne mir ein Sterbenswort zu sagen. Ich fühlte mich gottverlassen ohne ihn. Andere Jugendliche, die auf der Straße lebten, konnten mich nicht trösten. Also zog ich allein umher, durch verschiedene Städte und Dörfer.

Ich trauerte zwei Jahre, dann hatte ich mich an die Einsamkeit gewöhnt. Ich kam nach Frankfurt. Auf dem Römerberg war eine große Party. Ich ließ mich von der Menge treiben und mitziehen. Aus Lautsprechern erschallte Musik. Den Anlass der Veranstaltung kannte ich nicht, aber plötzlich fiel die Trauer von mir ab und ich fühlte mich wieder lebendig. Hier würde ich bleiben, das spürte ich.

Frankfurt ist eine Metropole und gebärdet sich wie ein Dorf. Die Menschen hängen an ihren Stadtteilen. Sie richten sich ein und treffen sich, ihre Mundart pflegend, in den Sommermonaten zum Grillen in ihren Gärten. Ich hingegen bin nicht an einen Stadtteil gebunden, mir gehört Frankfurt ganz. Ich kann mich frei bewegen. Oftmals sitze ich auf der Zeil, das ist die große Einkaufsmeile, am Wegrand, zeige meine offenen Beine und habe eine Büchse neben mir stehen. Ich schaue den Passanten auf die Waden und warte darauf, dass jemand etwas einwirft. Es sind die Kinder, die zu mir herüberblicken und ihre Mütter an den Armen ziehen. Manchmal lassen sich die Frauen erweichen und opfern mir einen Euro oder 50 Cent. Dann kaufe ich mir ein Brötchen und eine Tasse Kaffee.

Das Leben auf der Straße ist furchterregend und weckt das Mitleid. Viele Menschen schauen an mir vorbei und eilen einfach weiter, ich sehe ihnen nach; mein Blick ist fester als der ihre und ich fühle mich stärker, als sie ahnen. Nur einmal wäre ich fast schwach geworden, es liegt ein paar Jahre zurück. Da wurde in der Nähe des Bahnhofs ein Frauenwohnheim eröffnet, speziell für Alleinstehende am Rande der Gesellschaft. Weil es Winter war und die Verzweiflung gegen meinen Willen in mir heraufkroch, hörte ich dem Sozialarbeiter zu, der von den Zimmern sprach und von der günstigen Miete, für die das Sozialamt aufkam. Aber als ich das Gebäude besuchte und

die immer gleichen, kleinen Räume sah, schnürte sich mir trotz der eisigen Kälte der Hals zu. Ich wollte nicht Wand an Wand mit anderen Frauen leben, denen es ähnlich ging wie mir. Also sagte ich ab. Der Sozialarbeiter schüttelte mitleidig den Kopf und fragte: „Wo wollen Sie denn hin in der Kälte?“ Ich winkte ab und sagte: „Ein Unterschlupf zur Nacht ist mir genug.“

Den meisten Menschen graust es beim Gedanken an die Straße. Sie kennen das Gefühl von Freiheit nicht, das sich mit ihr verbindet: die Freiheit, auf Pflichten und Bindungen zu verzichten; das Loslösen von dem Zwang, stets an denselben Ort zurückkehren zu müssen; die Chance, den Tag auf sich zukommen zu lassen, sich zu bewegen, wie man will. Die Menschen hängen an ihren Wohnungen und Arbeitsplätzen, sie haben Angst, etwas davon zu verlieren. Wer beides nicht hat, kann sich nur auf sich selbst verlassen. Er kann sich auf den Weg machen und das Lied der Straße erklingen lassen.

Lange habe ich nicht mehr geliebt. Manchmal frage ich mich, ob eine Partnerschaft noch einmal denkbar wäre. Die Straße macht mich älter. Sie ist mein Schicksal und mein Gegenüber. Solange es die Straße gibt, solange gibt es mein Leben. Es ist schön, eine Wohnung zu betreten und unter einer Dusche zu stehen, aber dann zieht es mich wieder hinaus ins nackte Frankfurt mit seinen Straßen und Wegen. Die Straße ist teilnahmslos. Sie dreht sich nicht um, wenn sie wieder einen Menschen geschluckt hat wie ein Insekt, und sie gebärdet sich wie ein klebriges Band, das die Fliegen und Mücken an sich heranzieht, bis sie kleben bleiben. Die Straße übt einen Sog auf mich aus und ich muss immer wieder zu ihr hin. Ich ziehe über staubige Wege zwischen Häuserzeilen, hinter denen sich die anderen, die üblichen Menschen verbergen, wenn sie nicht mit ihren Autos fahren oder ihre Kinderwagen über den Gehsteig schieben. Die anderen, das sind die Menschen, die sich ein Leben auf der Straße nicht vorstellen können, die vor mir ausspucken, wenn sie mich nicht ignorieren. Die Straße ist mein Segen, und sie ist auch mein Fluch, denn jünger und gesünder werde ich nicht. Die Straße packt mich an den Armen und Beinen und zieht mich zu sich hinaus. Sie verschluckt mich, wie ein Krokodil, und eines Tages wird sie mich ganz gefressen haben.

✖ **Susanne Konrad** lebt und arbeitet in Frankfurt am Main. Die promovierte Literaturwissenschaftlerin schreibt Romane („Camilles Schatten“ 2005, „Die Akademikerin“ 2015), Erzählungen, Fachbücher zu den Themen Integration und kreatives Schreiben u. a. m. 2017 erhielt sie vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst ein Arbeitsstipendium.

Der Traum vom Buch kann in Erfüllung gehen

30. bis 31. März in Bingen am Rhein

Sie haben schon immer davon geträumt, ein eigenes Buch zu veröffentlichen? Wir begleiten sie von der Idee bis zur Buchveröffentlichung. In dem Seminar "Der Traum vom Buch" beschäftigen sich die Seminarteilnehmer(innen) mit den Möglichkeiten den eigenen Schreibprozess einzuleiten. Schreibend entdecken Sie unbekannte Kontinente, die tief in Ihrem Innern verborgen sind. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass Sie den Erinnerungsfundus Ihrer eigenen Erfahrung nutzen können, um Gedichte oder Geschichten schreiben zu können. Mit Modulen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer(innen) in die Textkulissen eigener Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt. Die Textarbeit wird von Ruhe- und Meditationsübungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern.

Für dieses Seminar sind keine Vorkenntnisse nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

Die Dozentin: Antje Hampe, Essayistin, Lyrikerin und Mitherausgeberin der experimenta. Sie arbeitet als Psychotherapeutin (HP).

Seminargebühr: 250 €

Anmeldung und weitere Informationen: info@inkas-id.de
Telefon: 015781 - 930614 oder 06721 - 921060

Antje Hampe

Das Sichtbare und das Unsichtbare

Der hängende Tropfen, der nicht fällt, der sich nicht fallen lassen kann,
ins Meer der Umständlichkeit einer Blaupause, deren Lichtgestalten
schon im Voraus Nägel in die Wände ungehorsamer Bilder
verhuschter Vergangenheit treiben.

Losgelöst vom Epizentrum anschwellender Gedanken,
blassblaue Linien ineinander verkeilter Handrücken,
die Aufmerksamkeit gespannt wie ein Bogen, dessen Pfeile
das Ziel aus dunklem Tunnel hervortreten lassen.
Chaos.

Ausgespiene Mensentrauben reiben sich im Diskurs,
picken nach einander.

In stiller Not
unter einem Baum
: sitzend
verglüht die Glut
himmelschreiend zu
: Asche

Vergebliches Festhalten der Notizen übertriebener Offenbarungen.

Entblößte Juwelen
scheuen die Spärlichkeit dessen,
was sich nicht
: wieder holen
lässt
und schließen das Loch im
: Netz
über den vergoldeten Rippen eines Zeichens,

das verwundet nicht als
: Zeichen
verstanden wird.

Unaufhörlich entfaltet das Wesen der Geste im Augenblick
des Beobachters
: goldene Perlen
Schicht für Schicht
aufgetragen
deren einzige Verwendung.

In unmittelbarer Umgebung toter Gerüche fließt das Licht in den
Gedanken und besteht den Test,
des sich ausgeliefert Seins. Instinktive Integration des nach etwas greifen
Wollens.

Unter dem Versuch zu Sterben quillt die Depression ungeschönt über den
Rand des Vergessens
und treibt fächerförmige Wellen weit über die Ebene der Einsamkeit,
deren Umstände Bilder an die
Zellwände der Gehängten projiziert und entblößt fliegt der

: letzte Traum
ziehender Kraniche
: verschwindend

über den Wipfeln der Angst, deren Stolz sich im Brustkorb ein Nest aus
schlüpfenden Nattern rotwangig und aufgereggt zeigen lässt

✖ Antje Hampe, lebt in Leipzig und ist Mitherausgeberin der experimenta. Sie ist Psychotherapeutin (HP) und Dozentin am INKAS Institut für Kreatives Schreiben

Der Traum vom Buch kann in Erfüllung gehen!

Wir helfen Ihnen dabei.

Sie haben schon immer davon geträumt, ein eigenes Buch zu veröffentlichen?
Wir können Ihnen dabei behilflich sein. Ihre Bewerbung mit einer Textprobe von
20 Seiten an: **presse@experimenta.de**

Bewerbungsunterlagen mit Adresse, Telefonnummer und Emailadresse versehen.
Wir melden uns innerhalb von 10 Tagen bei Ihnen, ob Ihr Projekt veröffentlicht
werden kann.





Marie-Paule Olinger

Simon Gerhol

Die Götter und die Wurzeln allen Übels

Der Apisstier mit der Sonnenscheibe symbolisiert Stärke und Kraft: die Geburt des Lebens aus der Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts. Arbeiter errichteten die göttlichen Monumente, in Fron ihr Dasein fristend, der unbändige Stier erniedrigt zur Kumulation von Reichtum, am Sklavenring an der Nase herumgeführt, sein Blut schwärzte den Sand der Arenen. Wehe der Stier bricht aus dem Stall: Aristonikos' Heliopoliten, Spartakus Anhänger, zahlreiche Geschichten wie diese:

Einst unterwarf Minos, der Sohn des Zeus und der Europe, König zu Kreta, Athen und Teile Griechenlands. In den schmalen Gassen seiner Hauptstadt Knossos pulsierte das Leben, hetzten Arbeiter und Sklaven durch das Labyrinth der Waren und Wohnungen. Fiel Sonnenlicht ins Gewirr der Enge, leuchteten die Striemen auf den Rücken, die Schwielen an ihren Händen. Es schliefen die Unterdrückten außerhalb, die ersten Pendler, darbtten auf nackter Erde. Tagelöhner, ohne Hoffnung, die Auslagen an Lebensmitteln und Kleidern für sie unerschwinglich. Geduckt und unauffällig herum-schleichend, um einen winzigen Verdienst zu ergattern, bei den Händlern und Bauern der Märkte, denen die königlichen Beamten wiederum Steuern und Anteile abpressten.

Da erbat der Lehnsmann Aigeus, Monarch Athens, Beistand von Minos, die Revolution in Tetrapolis niederzuschlagen. So entsandte der Kreter seinen Sohn Androgeos. Jener scheiterte, das Volk der Ebene zu knechten, und ließ bei dem Versuch sein Leben. Schließlich warf Theseus, der Sohn des athenischen Oberhaupts, die Aufständischen auf dem Festland nieder.

Indessen baute Daidalos an Palast und Stadt des Minos, investierte, verwaltete, und presste die Arbeitenden aus. Viele Räume blühten auf, dekoriert in Blau und Rot mit Delfinen und Stieren, gemalt auf mit Blut gewonnenen Steinen.

Pasiphae, Gemahlin des Königs, Tochter des Helios und der Perse wandelte in jenen Hallen. Sie vermisste ihre Heimat und verfluchte ihren Gatten samt dessen Kebsen. Als ihr Gatte ein Sühneopfer des Poseidon an Apollon verweigerte, sich verbat, einen wohlgewachsenen Stier zu töten, da traf sie der Vergeltungsfluch des Lichtbringers: Sie erblickte den Sklaven Tauros, mit Beinen wie Säulen, einem Oberkörper wie Atlas, Schweiß perlte über seine Muskeln und sie entbrannte in Liebe zu dem zunächst Unerreichbaren, dem vorerst Unberührbaren. Auf Pasiphaes Druck hin baute Daidalos für sie eine Sänfte, nicht einzusehen, mit einer Tür, durch die der Träger unbemerkt hineinschlüpfte. Minos pflichtete ihr bei, nur so gelange sie unerkannt unters Volk, und zwang den Tagelöhner Tauros als Sänfträger zum Dienst...

Das Menschenkind bekam den Namen Minotaurus: Im Haushalt der Mutter unerwünscht, wuchs er in den Straßen der Stadt auf. Sehnsüchtig hob er den Kopf zu den Zinnen des Palasts empor und erblickte Ikarus, des Daidalos' Sohn. Beide spielten Verstecken in den Gassen und Minotaurus lernte vom Kameraden die Geheimnisse der Bauten. Sie suchten einander, ebenso wie die Halbschwester Ariadne.

Pasiphae besuchte ihren Sohn, ihre Sänfte gefüllt mit Gold und Geschenken. Des Nachts mit den Verzweifelten und Einsamen frierend, Helios Wiederkehr ersehnd, Hypnos Beistand flehend, hortete Minotaurus im Labyrinth der Stadt die milden Gaben der Mutter.

Bald liefen Gerüchte um, es verschwanden Wächter, der Stier wilderte, des Minos Herrschaft wankte: Das Tapsen von Barfußsohlen auf dem Pflaster entzog sich dem Zugriff der Häscher. Die Fluchtenden versickerten als flüssige Schatten in schwarzen Gassen, in denen das Echo des Lösungsworts verflog, welches Ikarus, der Wolkenjäger, als

Hoffnung in die Herzen der Darbenden gepflanzt hatte: »Sklaven der Könige, bringt Tod den Palästen!« Nur im Innersten des Labyrinths, der Spiegelgasse, wagten sie, offen zu skandieren.

Gegen das Versprechen einer Ehe mit seiner Tochter Phaëdra und um der Sühne des Todes seines Sohnes Androgeos bat Minos den Theseus um Hilfe. Der Verbündete im Golde sandte sogleich eine sieben mal sieben Krieger starke Phalanx, doch der Stier ließ sich nicht besänftigen. Blut floss in den Straßen.

Da kamen sie erneut: Neunmal neunundvierzig Opfer des blinden Gehorsams, gekaufte Seelen, neunmal um der Lobpreisung von Wein und Reichtum, in die Irre geführt, leichte Beute des Stiers in den Gassen der Dunkelheit. Bis Theseus selbst die Reihen der Sarissen anführte, die Orgie im Palast gegen die Lust des Tötens eintauschte, zu finden den Minotauros im Labyrinth von Knossos.

Theseus bezirzte Ariadne. Sie spann versehentlich den roten Faden des Verrats und erlag den Schmeicheleien des athenischen Prinzen. Sie schenkte ihm Sandalen. Dies Schuhwerk, gefertigt in den Werkstätten der Gedrückten, in hartem Tagwerk: Im Übermut versahen Schuster die Sohlen mit dem Symbol ihres Anführers, dem Hörnerpaar.

Als Theseus mit seinen Söldnern übers blutbespritzte Pflaster lief, sah er, die eigene Spur kreuzend, den Abdruck des Schuhwerks. So gelang ihm das Unfassbare, trieb er Minotaurus und die Seinen in die Enge, fand er den Rückweg. Die Schlächter wüteten in den Eingeweiden des Stiers, netzten den Stein mit dem Blut der Unterdrückten. Die Diener des Goldes schwangen sich auf zu glänzenderer Herrschaft denn je. Einzig Ikarus, der Wolkenjäger, der treue Gefolgsmann, Spielgefährte aus der Kindheit, rettete sich und sein Vater verhalf ihnen beiden zur Flucht.

✗ **Simon Gerhol** lebt bei und arbeitet in München. Geb. 1968 veröffentlicht er seit 2014 Kurzgeschichten, Lyrik, sowie 2017 einen ersten Roman. www.simongerhol.com

Charles Stünzis Antiquariat

Nicolas Eyer, *Über den Jenseitspass* (2009)

Eine pessimistische Parabel

Der Protagonist dieser Geschichte ist ein überzeugter Verfechter eines humanistischen, die kulturellen Grundlagen unseres Abendlandes ehrenden Bildungsideals – genau wie der Autor. Bei fortlaufender Lektüre merkt man auch, dass der ungenannt bleibende Heimatort des Protagonisten Ried-Brig sein muss und dass er das Kollegium im ebenfalls ungenannt bleibenden Brig besucht haben muss. Die biografisch-geografischen Wurzeln des Ingenieurs entsprechen also auch jenen des Autors Nicolas Eyer. Aber die Geschichte ist weit mehr als nur ein autobiografischer Schlüsseltext. Hier die ersten paar Zeilen:

Eigentlich ist er Ingenieur von Beruf, Bauingenieur. Statiker. Er stammt aus einem kleinen Dorf jenseits der Grenze. Dort wurde er geboren, dort ist er aufgewachsen. Dort, in seiner Heimat, wird er alt werden wollen, vielleicht, eines Tages.

Eigentlich also ist er ein Statiker. Seine ganze Lebensauffassung ist statisch. Vor vielen Jahren, nach der Bergdorfkindheit und dem Kleinstadtgymnasium, ist er, ein junger Mann noch, nach Mailand ans Polytechnikum gegangen. Nach der Promotion hat er eine Arbeit gefunden bei einem gesichtslosen Ingenieurbüro in einer ebenso gesichtslosen Vorstadt: irgendeiner.

Bereits jetzt merkt der Leser, dass der Protagonist nicht in erster Linie ein fiktives Alter Ego des Autors ist, sondern für einen bestimmten Menschentypus steht. Deshalb ist er namenlos. Seine individuelle Identität ist letztlich nicht von Belang. Auch das biografisch-geografische Umfeld ist akzidentiell. Die einzigen vorkommenden Ortsnamen sind hier Mailand und später Rom. Die Vorstadt von Mailand steht als Chiffre für das 'Gesichtslose' und Geschichtslose, Rom für das zu bewahrende kulturelle Erbe.

In der ganzen Geschichte schafft der Erzähler mit Wörtern wie 'eigentlich', 'vielleicht' und 'irgendeiner' immer wieder jene Distanz, welche den Leser vom Erzählinhalt wegführen soll zu einem zu findenden allgemeinen Sinn. Bei *Über den Jenseitspass* handelt es sich eindeutig um eine Parabel.

Und so geht die Geschichte weiter: Der in Mailand noch unzufriedene Ingenieur soll in Rom als eine Art Restaurator die Kuppel der Höhle Lupercal, wo die mythischen Stadtgründer Romulus und Remus von einer Wölfin gesäugt worden sein sollen, abstützen und glaubt, damit auch seine Erfüllung in einem weniger statischen, sinnvolleren, 'leidenschaftlicheren' Leben gefunden zu haben. Schon bald aber merkt er, dass seine Arbeit nicht geschätzt wird. Darüber enttäuscht, zieht er sich zurück an den Ort seiner Kindheit bzw. in sich selbst.

Rüdiger Heins



Der Protagonist bleibt bis am Schluss schemenhaft. Wie alt er ist, wie er aussieht, was er sonst noch tut, fühlt und denkt, all dies erfahren wir nicht, weil es für die parabolische „Moral von der Geschichte“ nicht von Belang ist, weil er letztlich als Individuum nicht von Belang ist, weil er nur als Typ, als Träger einer bestimmten Haltung, funktionieren soll: als Träger eines humanistischen Idealismus, der aber in einen Kulturpessimismus mündet. In der hier folgenden Passage spricht der Ingenieur zu seinen Mitarbeitern:

„In einer zunehmend grauen und gesichtslosen Welt sind wir diejenigen, die die Erinnerung an eine grosse Vergangenheit aufrechterhalten müssen. Auch dem Geflimmer und Geflicker auf allen Kanälen gegenüber. Wie die alten Römer eine Vision hatten, müssen auch wir eine haben.“ So hat der Ingenieur dann zu sprechen angehoben und nicht den hohlen, hohen Tonfall in seiner Stimme bemerkt. Auch die anderen haben ihn nicht registriert: Beifälliges Nicken war ihre einzige Antwort.

Der hier bereits brüchig gewordene Idealismus des Protagonisten – er spricht, wie seine Antagonisten, in einem ihm nicht bewussten „hohlen, hohen Tonfall“ – trifft auch bei seinen engsten Mitarbeitern nur auf Desinteresse.

Aber es gibt nicht nur Gleichgültigkeit gegenüber dem humanistischen Idealismus, sondern auch blanke Ablehnung, z.B. bei jenem Immobilienspekulanten, der ihm schreibt:

„Wozu man diese Ruinen auch noch gegen Einsturz sichert, ist mir ein Rätsel. Sollen sie doch alle in sich zusammenfallen. Mein Traum: Ein eingeebnetes Forum Romanum ohne diese erbärmlichen Marmorsäulenstümpfe; ein Bauplatz für eine Stadt in der Stadt, ein Wohnblockquartier (...). Einkaufszentren (...), Kinokomplexe (...). Kurz: etwas Nutzbringendes, etwas Geldbringendes anstelle nutzloser Ruinen.“

Dies ist der heutzutage dominierende utilitaristische, durchökonomisierte Zeitgeist, welcher den namenlosen Protagonisten resignieren lässt. Werden die Idealisten der „alten Garde“ schlussendlich auch alle resignieren?

Die Geschichte *Über den Jenseitspass* steht als einer von fünf Texten in Nicolas Eyers Erzählband *Die Mondbeschwörerin*.



Mondbeschwörerin

Edition Signathur

CH-Dozwil 2015

ISBN 978-3-906273-03-7



Marie-Paule Olinger



Marie-Paule Olinger
Junger Bulle (2014, Acryl & Sand)

Marie-Paule Olinger

Brush in Hand

Brush in hand, poised, ready to strike.
Bold strokes catch the mood of the moment.
Forms emerge where there were none.

✖ **Marie-Paule Olinger** wurde 1952 in Luxemburg geboren. Ihre Passion gilt der Malerei und der Literatur, wobei sie beide Genres oft spielerisch verknüpft. Als Journalistin arbeitete sie in London, wo sie auch am Morley College Kunst studierte. Heute stellt sie im In- und Ausland ihre Werke aus und verfasst Lyrik und Prosa in englischer Sprache. Weitere Informationen sind zu finden auf www.mpolinger.de.



Juliane Uhlenbrock

Nebel

Nebel, nichts, niemand. Drinnen, draußen, dunkel.

Sie stellte sich auf ihre Zehenspitzen. Doch so sehr sie sich auch streckte, da war nichts, nur das Orange der Laternen. Das Licht im Hausflur war zum hundertsten Mal ausgegangen, wie ihr schien. Sie konnte noch nicht bis Hundert zählen, sie wusste nur, Hundert war eine große Zahl für große Menschen. Langsam wurde ihr kalt. Aber in die Wohnung kam sie nicht mehr herein, denn die Tür war hinter ihr ins Schloss gefallen und die Gardinen zeigten ihre Gesichter.

So schön war ihre Mutter gewesen in ihrem blauen Kleid. „Wie eine Prinzessin, Mama, du schaust aus wie eine Prinzessin.“ Doch dann fing sie an zu weinen, denn Mama wollte fort mit einem anderen Mann und plötzlich war die Prinzessin verschwunden und eine Hexe schrie sie an, sie solle aufhören zu flennen.

Sie wusste nicht, wie lange sie hier schon saß und auf ihre Mutter wartete. Niemand im Haus hatte ihr Weinen gehört und die Uhrzeit konnte sie noch nicht nennen. Aber auf einmal hörte sie unten etwas im Schloss der Haustür, dann vage Schritte und ihr Herz klopfen.

Sibel blickte zum Himmel hoch. Wie eine Bedrohung kam er daher mit seinem Grau und Rot. Ihr war ein wenig kalt auf dem Weg zum Wagen, ein Unbehagen kam wie Frost an einem ersten Wintermorgen.

Ein letzter Blick ging hin zum Universitätsgebäude, an welchem sie theoretische Physik lehrte. Unwirklich kam es ihr noch vor, über Elementarteilchen, Quantenverschränkung oder Strings zu dozieren. Nicht allzu lange schien es her, als sie selber noch auf der anderen Seite gesessen hatte.

Zu Hause empfing sie der Geruch von Bœuf Bourignon, die Farbe des Bordeaux sowie der Blick von Lukas.

„Bonsoir, ma chère“, rief er ihr entgegen.

„Bonsoir, mon chou.“ Hin und wieder pflegten sie einen Hang zum Frankophilen und der heutige Abend schien einer von diesen Momenten zu sein.

Sie schlang ihre Arme um ihn und roch an seinem Hals. Zu gerne mochte sie ihn riechen. Nachdem er ihr einen Kuss auf den Mund gedrückt hatte, schaute er sie noch einige Sekunden an, nachdenklich und mit Zärtlichkeit im Blick.

Später war die letzte Scheibe Brot gegessen, der letzte Tropfen Wein getrunken, und Sibel war im Zuge, Lukas von ihrem Tag zu berichten.

„.... und als wir dann in der Kantine saßen, meinte Professor Mattis, dass er es mittlerweile doch für wahrscheinlich halte. Wie du weißt, hat er die Existenz

von Paralleluniversen immer für mehr als fragwürdig gehalten und nun hat er seine Meinung geändert.“

Diese Diskussionen über parallele Welten, sie waren weder Bestandteil ihrer Forschung noch ihrer Lehre, sondern einfach ein Geplänkel zwischen ihr und Kollegen. Doch an diesem Abend drängte etwas in Sibel, Lukas davon zu erzählen.

„Und hast du dich gefreut?“

„Ich weiß es nicht. Hab ich mich gefreut? Ich halte es zwar für wahrscheinlich, aber ob mir diese Wahrscheinlichkeit gefällt, ist eine andere Sache.

Normalerweise hab ich es nicht gerne, wenn wir mehr als einmal da sind.“

„Apropos“, meinte daraufhin Lukas, war sich aber zugleich der Schwäche seines Überganges bewusst.

„Wie apropos?“

„Nun ja, ich hab es auch nicht so gerne, wenn wir mehr als einmal da sind. Mir würde die Vorstellung von einer zweiten oder dritten oder millionsten Sibel wenig behagen. Es mag jetzt ein wenig abgedroschen klingen, aber ich bin froh, dass es dich nur einmal gibt. Und ich ich habe mich gefragt, ob es nicht an der Zeit wäre, einen Schritt weiterzugehen. Wir haben das Thema lange nicht mehr angesprochen.“

Die Kerze flackerte, während der Abend kippte.

Sibel schnippte mit dem Daumen über die Fingernägel ihrer rechten Hand.

Zeigefinger, Mittelfinger, Ringfinger, kleiner Finger, Zeigefinger, Mittelfinger, Ringfinger, kleiner Finger, Zeigefinger ...

Dabei vermied sie es, Lukas anzuschauen. Lange war sie dieser Art von Gesprächen ausgewichen, mit Erfolg. Doch sie hatte gewusst, dass es ein unglückseliges Spiel war, dass Lukas eines Tages sprechen würde.

„Es gibt dazu von meiner Seite aus nicht mehr zu sagen als sonst“, entgegnete sie ihm nach einer Weile. Ihre Zähne malträtierten den Nagel ihres Zeigefingers.

„So förmlich“, erwiderte er, stand dann auf, nahm das Geschirr und verschwand. Einzig die Kerze flackerte weiter vor sich hin, bis Sibel es leid war. Die Nacht zeigte sich wie im Fieber, Professor Mattis erschien, war zugegen beim Abendessen mit Lukas, beide Männer lachten, machten Witze, doch Sibel verpasste jedes Mal die Pointe, alsbald war Lukas fort, sie war mit Mattis allein und Angst fraß sich in sie hinein.

Als sie am nächsten Morgen in die Küche kam, saß Lukas bereits da, studierte die Zeitung, als ob sie ihm etwas über den gestrigen Abend zu berichten wüsste. Sie nahm sich eine Tasse Kaffee und setzte sich auf den Stuhl, schlang

dabei die Füße um die Stuhlbeine, nippte an ihrem Kaffee und schaute unbestimmt zu ihm herüber.

Nach einigen Minuten legte er die Zeitung beiseite und schaute auf den Tisch.

„Sibel, ich habe lange nachgedacht. Ich habe fast die ganze verdammte Nacht wach gelegen und nachgedacht. Ich liebe dich und ich dachte, dass wir uns schon einigen werden. Ich dachte, gib ihr einfach Zeit, dann wird es schon. Aber ich habe erkannt, dass ich mich geirrt habe. Es ist, als ob dich ein elektrischer Zaum umgibt. Jedes Mal, wenn ich mich dir mit diesem Thema nähere, kriege ich eine gewischt. Ich habe mich oft gefragt, was sich dahinter verbirgt. Doch im Grunde ist es nichts weiter als Unverbindlichkeit! Ich bin es leid.“

„Willst du mich verlassen?“ Wieder begann ihr Daumen, die restlichen Finger abzuzählen.

„Sagen wir es so, ich gebe dir zwei Wochen. So lange bin ich ohnehin fort. Wenn du mir nach zwei Wochen immer noch nichts anderes zu sagen hast, dann mag ich nicht mehr.“ Der Kongress und die anschließende Rundreise. Sibel mochte nicht daran denken.

Eine Stunde später standen sie auf dem Flur. Schön und fremd sah er aus, so kurz vorm Verschwinden. Er drückte ihr noch einen Kuss auf die Stirn, dann hallten seine Schritte im Treppenhaus, die Haustür fiel zu.

Die Leere kam sofort, von vorne, durchdrang den ganzen Körper, setzte sich im Kopf fest, hinterließ Sibel in Apathie. Doch sie wusste – dahinter kauerte die Angst vorm Verlassenwerden, ebenso wie jene vor Intimität und Nähe, und sie bewegte sich immerfort zwischen Verlust und Vertrautheit bis hin zur Entscheidungsunfähigkeit.

Einige Zeit darauf versuchte sie sich mit schriftlichen Arbeiten abzulenken, aber Leere durchzog sie weiterhin. Professor Mattis fiel ihr wieder ein, seine Ambivalenz gegenüber bestimmten Theorien und Interpretationen, Paralleluniversen.

Ein Schmerz durchzuckte sie und eine Weile brauchte es, bis sie ihn erkannte. Er war alt, dieser Schmerz, reichte zurück in ihre Kindheit und hatte sich lange Zeit enthalten.

Plötzlich klingelte das Telefon. Für einen Augenblick hoffte Sibel, dass es Lukas sei. Aber dann sah sie die Nummer auf dem Display und einige Sekunden später hörte sie die Stimme.

„Sei begrüßt, meine Gute!“

„Hallo Michael.“

„Nanu, so kurz angebunden? Was ist los?“

Sibel hielt einen Moment inne.

„Ich habe ein wenig Ärger mit Lukas oder vielmehr, er hat Ärger mit mir.“

„Aha. Ist dir danach, darüber zu reden?“

„Sei mir nicht böse, aber ... nein. Nein, ich glaube, ich komme damit alleine klar.“

Schweigen am anderen Ende. Sie konnte Michael an der Zigarette ziehen hören, sah ihn im Geiste vor sich, wie er im dunkelroten Morgenmantel da stand, aber vielleicht um diese Uhrzeit auch nicht mehr, Dandytum, das ihm half, einen sensiblen Kern zu verstecken.

Dann sprach er: „Gut, wie dem auch sei, aber wenn du reden möchtest, bin ich da.“

„Danke. Aber weswegen hast du angerufen?“

„Es geht um meinen Roman. Ich brauche an einigen Stellen ein gewisses physikalisches Knowhow und ich dachte mir, dass du vielleicht diejenige sein könntest, die mir da behilflich sein kann.“

Er fuhr fort.

„In diesem Sinne habe ich mir gedacht, dass wir beide uns einfach zu einem Abendessen bei mir treffen, ich koche uns was, und dann können wir das Ganze besprechen. Und dann kannst du sagen, ob es dir passt oder nicht. Was meinst du?“

„Hört sich gut an. Wann?“

„Nun, wie schaut es morgen Abend bei dir aus?“

Das passte. Zum Abschluss gab es noch ein letztes Zögern von Michael.

„Was ist?“, fragte Sibel.

„Ach, wegen dir Es ist nur Ach, vergiss es.“

Sibel wartete ein wenig, bevor sie antwortete: „Ich dachte für einen kurzen Moment, dass du mir etwas über mich zu sagen wüsstest.“

„Vielleicht kann ich das“, meinte er.

Nachdem Sibel den Hörer aufgelegt hatte, dachte sie noch kurz an Michael, ihren Freund aus zurückliegenden Kindheitstagen, nackte Beinchen auf braunem Sand, Spielzeugautos, Backformen, und spürte plötzlich wieder jenen Schmerz.

Nachts kamen wieder Träume wie im Fieber, Lukas, der Abschied nahm, aber sein Fahrrad ließ er da, Professor Mattis, der sie zum Abendessen auf der Straße vor ihrem Kindheitshaus einlud, Lukas, der plötzlich mit dem Fahrrad ebenda vorbeikam, beide Männer, die wieder Witze rissen. Am Morgen erwachte sie mit einem Gefühl des Beleidigtseins. Vor allem verstand sie nicht, warum Professor Mattis sie derartig hartnäckig verfolgte.

Ebenso sehr entzog sich ihr, warum sie angesichts seiner neuen Meinung zu den Paralleluniversen in letzter Zeit ein Unwohlsein überkam. Es sei denn,

dieses Gefühl wurde durch den Gedanken an Paralleluniversen an sich erzeugt und so lange Mattis der Meinung gewesen war, dass diese nicht möglich seien, hatte sie sich ein Stück sicherer gefühlt. Aber sicherer womit?

Der Abend näherte sich, jedoch von Lukas kein Wort. Sibel schob es weg.

Sollte er nachts doch wieder Witze reißen.

Sie machte sich unter einem gewichtig grauen Himmel auf den Weg zu Michael. Erste Frühlingsregentropfen fielen gegen die Windschutzscheibe. Als sie mit dem Essen fertig waren, goss Michael ihnen noch ein wenig des Grand Cru nach.

„Und, wie schaut es aus mit deinem Roman?“

„Ja, meine Liebe, ich habe mich dieses Mal entschieden, eine Frau als Hauptfigur zu nehmen. Und ich habe mir erlaubt, ihr einige von deinen Eigenschaften zu verleihen. Ich hoffe, dir damit nicht zu nahe zu treten.“

„..... Einige von meinen Eigenschaften? Aber man wird mich doch nicht darin erkennen?“, Sie fühlte sich überfahren.

„Warum sollte man?“

Darauf wusste sie nichts zu erwidern. Diese Angst, dass man sie wiedererkennen würde, sie war ihr neu.

„Und ist deine Hauptfigur auch Physikerin?“

Michael nahm einen Schluck, bevor er antwortete: „Nein, das ist sie nicht. Allerdings hat auch sie eine schwierige Geschichte hinter sich. Eine Sache soll herausstechen. Es ist ein tragisches, singuläres Ereignis, steht aber auch symptomatisch für ihre Kindheit. Aber keine Sorge, hier bin ich von dir abgewichen.“

Ein wenig Erleichterung breitete sich in ihr aus.

„Und wobei brauchst du jetzt meine Hilfe?“

„Es geht um eben dieses Ereignis. Sagen wir, sie war zu diesem Zeitpunkt noch ein kleines Mädchen und das Ereignis war derartig traumatisch, dass für das kleine Mädchen seitdem keine Zeit vergangen ist, obwohl auch eine erwachsene Version ~~seiner selbst~~ existiert.“

Wie zuvor Michael nahm auch Sibel jetzt einen Schluck.

„Entschuldige, aber das hört sich gruselig an.“ Da war es wieder, das Unbehagen.

„Nun ja, ich wollte bei diesem Roman ein wenig herumexperimentieren. Vor allem mit dem Faktor Zeit. Wenn ich als Nichtphysiker über Zeit nachdenke, dann ist für mich das Wirken von Zeit daran zu erkennen, dass sich der Zustand von etwas verändert hat. Für das kleine Mädchen oder einem größeren Teil von ihm, von seinem Bewusstsein, seiner Seele, wie auch immer, ist dementsprechend keine Zeit vergangen, weil sein Zustand

seitdem unverändert ist. Wie eingefroren. Ich brauche aber deine Hilfe bezüglich einiger Punkte, um zu sehen, ob ich physikalische Überlegungen mit hineinbringen kann oder nicht, oder zumindest im Hintergrund brauche.“

„Ich verstehe.“

„Und magst du mir helfen?“

„Das mit der Zeit ist eine komplizierte Angelegenheit, aber ich denke, das lässt sich machen. Wir können uns darüber unterhalten.“, antwortete sie und lächelte. Allerdings bemächtigte sich ihrer der Verdacht, dass es Michael noch um etwas anderes ging, auch wenn es ihm selbst nicht bewusst sein mochte.

„Du meintest heute am Telefon zu mir, dass du mir vielleicht etwas über mich zu sagen wüsstest.“

Für einige Sekunden lehnte sich Michael zurück, dann meinte er: „Als wir früher im Sandkasten mit den anderen Kindern waren, haben die anderen immer etwas zusammen gemacht. Nur du hast stets ein wenig abseits gegessen, alleine gespielt ..., hast aus Sand eine Mauer um dich errichtet.“ Ihre Unzufriedenheit wuchs auf dem Heimweg, und obwohl es der kürzere Weg war, vermied sie es, durch die Straße und an dem Haus vorbei zu fahren, in welchem sie einen Teil ihrer Kindheit verbracht hatte. Dieses mulmige Gefühl nervte, ebenso wie die Witze des Nachts, von deren Pointen sie ausgeschlossen war.

Als bald träumte sie wieder von Lukas, dieses Mal ohne Fahrrad, doch wieder trafen sie sich vor dem alten Haus und Lukas wollte unbedingt hinein. Aber sie hielt ihn davon ab, schrie, er solle fernbleiben. Professor Mattis hatte sich dieses Mal enthalten, wie sie beim Aufwachen feststellte. Was er diese Nacht wohl getrieben hatte, fragte sie sich und kicherte leise vor sich hin.

Doch diese Albernheit dauerte nicht lange an. Lukas fehlte ihr und sein drohender Verlust ließ sie schwerer atmen. Dabei kam ihr wieder das Haus in den Sinn wie auch Michael, sein Roman und der gestrige Abend. Ein tragisches, singuläres Ereignis, das aber auch symptomatisch für ihre Kindheit steht.

Oft hatte sie es vermieden, an diese Nacht zu denken, als sie sich im Hausflur eben dieses Hauses von der Wohnung ausgesperrt hatte. Doch das Schlimmste war nicht das Warten auf die Rückkehr ihrer Mutter gewesen, sondern dass keine Rückkehr stattgefunden hatte. Ihre Mutter hatte getrunken, der Mann hatte getrunken, und weder Mutter, Mann, noch Auto hatten die Nacht überstanden.

Sie wischte es vorab beiseite, kochte sich einen Kaffee und bereitete sich auf die Uni vor.

Während des Tages, wann immer es möglich war, blickte sie auf ihr Telefon. Doch von Lukas gab es weder Anrufe noch Nachrichten. Veränderung, es

gierte in Sibel danach. Aber etwas sperrte sich noch in ihr und sie blieb blind bezüglich dessen, was es war.

Je älter der Tag wurde, umso stärker rief das Haus. Sein Flur, die Türen zu den Wohnungen, das Klicken des Hauslichtes. Dazu gesellte sich das Unbehagen wie ein alter Bekannter. Dabei war Professor Mattis heute an der Uni nicht einmal in Sichtweite. Das Haus, es schaffte es mittlerweile alleine, Gedanken an parallele Welten in ihr hervorzurufen. Sibel fielen wieder Michaels Worte vom Vorabend ein – jener eingefrorene Teil eines kleinen Mädchens, für den keine Zeit vergangen war, während seine erwachsene Version in Unkenntnis seiner für sich existierte.

Nein, was sie schaudern ließ, es waren keine parallelen Welten, es waren parallele Existenzen, gefangen in ein und derselben Welt. Begrifflich eng beieinander, unbewusst verknüpft.

An diesem Abend saß sie in ihrem Wagen in einer Seitenstraße neben dem Haus. Die Dunkelheit war zu dieser späten Stunde nicht allein. Nebel legte sich um alles. Nur die Laternen durchbrachen ihn mit ihrem Orange.

Als sie bereits hier war, aber noch wartete, kam ein Anruf von Lukas. „Es tut mir leid, vielleicht habe ich dich zu sehr unter Druck gesetzt.“

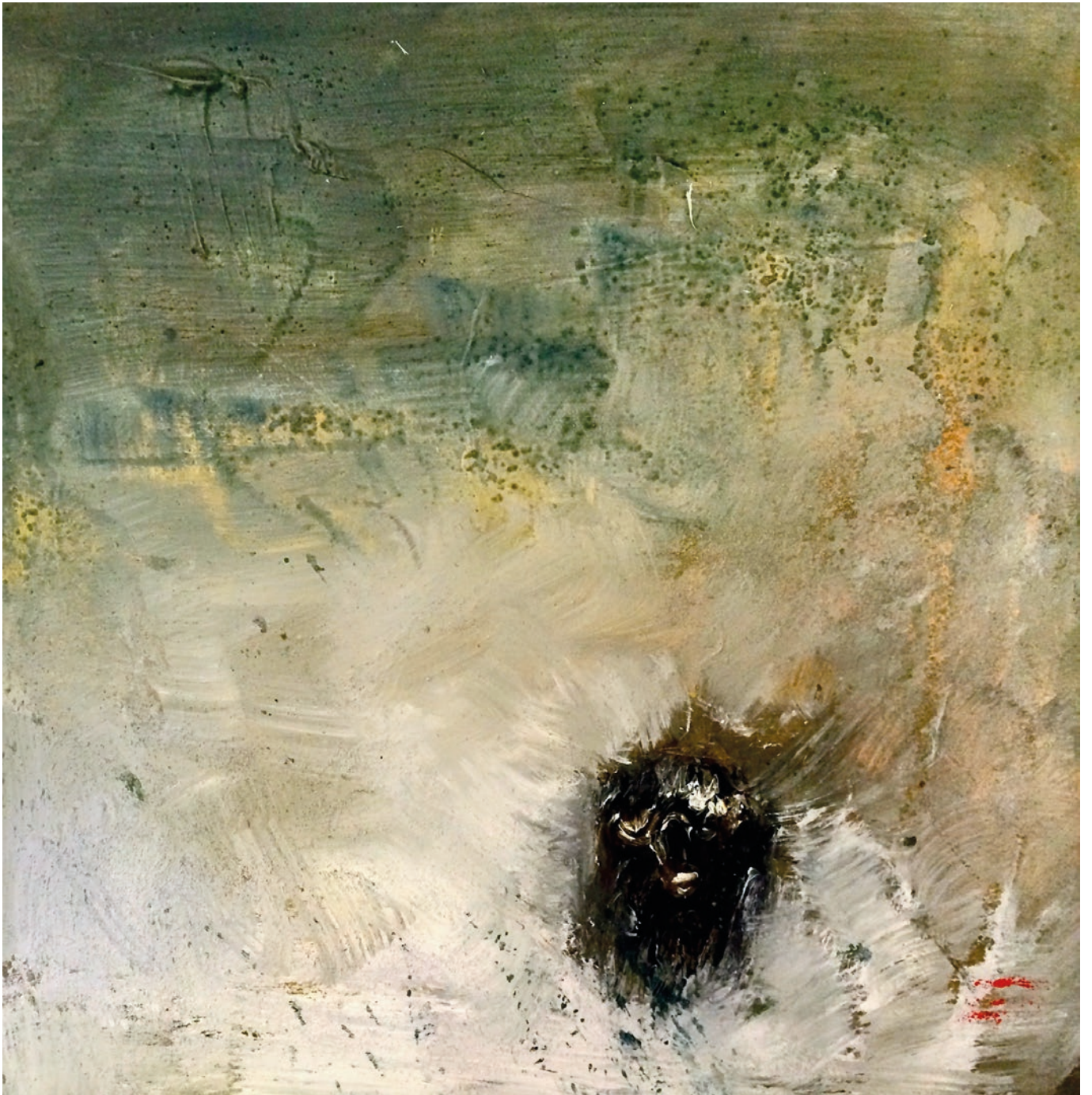
„Nein, es ist gut“, hatte sie geantwortet.

Jetzt stieg sie aus, holte einen Schraubenzieher sowie eine Decke aus dem Kofferraum. Es würde kalt sein. Dann ging sie zum Haus, öffnete mit dem Schraubenzieher das alte Schloss und ging hinein. Sie hörte noch den Nachhall des Öffnens, dann ihre vagen Schritte und ihr Herz klopfen.

✖ **Juliane Uhlenbrock** wurde 1977 in Rostock geboren und lebt hier auch momentan. Nach ihrem Studium der Politikwissenschaften sowie der germanistischen und französischen Sprachwissenschaften schlossen sich Tätigkeiten im Bildungsbereich an. So arbeitete sie unter anderem als Dozentin für Deutsch als Zweitsprache. Sie besuchte ungefähr zwei Jahre einen Schreibkurs am Literaturhaus Rostock. Bislang schreibt sie überwiegend Kurzgeschichten.



Marie-Paule Olinger
Zeichnung 8



Marie-Paule Olinger
Wasserbüffel (2014, Acryl & Sand)

Wollsteins Cinemascope

Das Haus am Meer

Kinostart: 21.3.2019

Kaum zu glauben, dass es einen solchen Ort noch gibt: eine felsige Bucht unweit von Marseille, in der die Jetzt-Zeit noch nicht angekommen zu sein scheint. Im geschützten, kleinen Hafen liegen nur Fischerboote, die Häuser der Einheimischen sind an den Berg gebaut, überragt von den hohen Bögen des Viadukts, über den dann und wann ein Zug fährt. Es gibt hier keinen Tourismus, das einzige Bistro ist so einfach und billig, dass es sich jeder leisten kann.

Hierher kehren Angèle, eine Theaterschauspielerin (Ariane Ascaride), und Joseph, ein überzeugter Linker und Gewerkschaftler (Jean-Pierre Darroussin) mit seiner jungen Freundin zurück, nachdem ihr Vater schwer erkrankt ist. Sie haben ihre Kindheit und Jugend in dem Haus am Meer verbracht und treffen nun ihren Bruder Armand (Gérard Meylan) wieder, der beim Vater die Stellung gehalten und das Bistro mit ihm betrieben hat. Der Vater ist gelähmt und nicht ansprechbar. Die drei Geschwister, die alle die Lebensmitte überschritten haben, müssen entscheiden, wie es weiter gehen soll, mit dem Vater, dem Haus und Restaurant, ihrem eigenen Leben und ihrer Geschwisterbeziehung.

Der Regisseur Robert Guédiguian hat einen ruhigen, konzentrierten Film geschaffen, in dem die Dinge des Lebens verhandelt werden. Die Grundstimmung ist melancholisch, denn die Zeiten sind schwierig. Liebe, Hoffnung, Karriere, das war einmal. Joseph muss erkennen, dass seine junge Geliebte, Bérangère (Anaïs Demoustier), ihn alt aussehen lässt. Angèle ist die anstrengenden Tourneen leid, ihr Privatleben ist öde. Die Verletzungen und Verluste der Vergangenheit wollen aufgearbeitet werden. Es ist mühsam, das Erreichte zu sichern. Die gute alte Zeit schwindet dahin, soziale Verwerfungen, Gentrifizierung, das Flüchtlingselend auf dem Mittelmeer greifen auch in das persönliche Leben ein. Das Alther-

gebrachte wird absterben; niemand weiß, ob etwas Besseres nachkommt.

Doch der Film versinkt nicht im Trübsinn. Das Meer, die Natur, Freundschaften schenken Halt und Glücksmomente. Es ergeben sich neue Konstellationen und Impulse, man muss sich nur entschließen, sie willkommen zu heißen. Die entscheidende Wende kommt durch drei gestrandete und im Wald versteckte Flüchtlingskinder, zwei Brüder und eine Schwester in verzweifelter Lage, wie eine Neuauflage von Joseph, Armand und Angèle. Hier bietet sich eine ganz unerwartete Herausforderung, eine Aufgabe, vielleicht die Möglichkeit, den Ort neu zu beleben. Die Verbindung zwischen dem Alten und dem Neuen kann und muss das Leben weiter bringen.

Für den Regisseur ist die Globalisierung die Zukunft, und die kann auch in einer ganz kleinen Gruppe aufblühen.



Barbara Wollstein

Was ist das eigentlich heutzutage, ein Rocker?

Der Dokumentarfilm heißt: „Ein Hells Angel unter Brüdern“. Er beginnt mit einer Beerdigung. Muskelöse Hells Angels in ihren „Kutten“ tragen mit Trauermine den weißen Sarg. Nachdem sie ihn in die Grube hinabgelassen haben, werfen sie ihm nicht die üblichen drei kleinen Schäufelchen Erde hinterher, sondern packen richtig große Schaufeln und erledigen die Arbeit des Totengräbers. Der Bruder des früh verstorbenen ist der Präsident des Charters Stuttgart, das er vor 30 Jahren mitgegründet hat. Es ist Lutz Schelhorn, Familienvater in den 50ern, von dem Marcel Wehn in seinem Film erzählt. Lutz hat ein Anliegen: Das verheerende Bild der Hells Angels in der Öffentlichkeit zu verbessern. Dass sie mehrheitlich kriminell seien, stimme nicht. Waffen- und Menschenhandel, Drogendeals und Morde, das seien bedauerliche Einzelfälle. Die wahren Angels haben innere Werte. Ich nehme Lutz Schelhorn ab, dass er daran glaubt. Er arbeitet an einem großen Fotoband, der das wahre Gesicht der „Brüder“ ins rechte Licht rücken soll. Etwas vage ist von Ehrlichkeit, Freiheit und Kameradschaft die Rede. Ein Mitglied bringt es in breitem Schwäbisch konkreter auf den Punkt: „Saufen, Sex, Motorräder; was wolle mer mehr?“

Lutz möchte, dass seine Modelle freundlich in die Kamera schauen, doch das fällt ihnen schwer, es passt auch nicht zum Selbstverständnis der Rocker und zum Outfit. Von letzterem bin ich fasziniert, denn es gefällt mir, wenn jemand optisch und mit Stil aus der Reihe tanzt. Die durchwegs hünenhaften Männer tragen Bärte in den verschiedensten Formen, ungewöhnliche Frisuren mit langen Haaren oder Glatze, viele bunte Tattoos und zu ihren einheitlichen „Kutten“ mit individuellen Verzierungen natürlich spektakuläre Lederklamotten mit metallenen Nieten und Ketten daran. Ihre Bäuche und Specknackten präsentieren sie mit so viel Selbstverständlichkeit und natürlicher Würde, wie Bären das tun würden.

Es gibt im Film einen Gegenpol zu Lutz Schelhorn, einen etwa gleich alten Polizeikommissar, der in Stuttgart für die Überwachung der Szene zuständig ist. Ein durchtrainierter, smarter Mann im korrekten Anzug, der die Hells Angels natürlich kritisch sieht, aber mit Schelhorn einen respektvoll-wohlwollenden Umgang pflegt. Als ich die Silberkette an seinem Handgelenk entdeckte, frage ich mich, ob er nicht doch auch ein heimlicher Rocker ist, so wie es Udo Lindenberg seinerzeit Erich Honecker unterstellte.

Doch was ist das eigentlich heutzutage, ein Rocker? Jemand der Rockmusik hört, heißt es einmal im Film. Dann wäre ich auch ein Rocker. Das kann's ja nicht sein. Mit den Typen aus dem Kultfilm „Easy Rider“ haben die schwäbischen Harley-Fahrer wenig gemein. Die große Freiheit und Weite gibt's nur in ihrer Fantasie. Sie leben im besten Fall ein biederes Leben, schrauben an ihren „Öfen“ herum, treffen sich im Vereinslokal und machen Ausflüge mit ihrem Motorradclub. Sie spielen mit Hochdruck ein bestimmtes Bild von Männlichkeit, wie kleine Jungen.

Wilhelm Betz Fotografie
Lutz Schelhorn





Marie-Paule Olinger
Schatten (2014, Acryl & Sand)

Leser(innen)briefe

Seit kurzem lese ich die **e**xperimenta, da ich auf www.autorenwelt.de von der Zeitschrift erfahren habe.

Eines möchte ich an dieser Stelle loswerden: Die Arbeit, die ihr leistet, ist großartig!

Ronja Falkenstein, Osnabrück

Mein alter, gebrechlicher Nachbar ist gestorben.

Ich kannte ihn kaum. Er war da, als ich das Haus für meine Familie kaufte und er ist gestorben, als meine Ehe nichts weiter war, als ein Scherbenhaufen. Als wollte er mir damit sagen, ich solle loslassen.

„Sie ist genauso tot wie ich. Sie hat dich verlassen, wie ich dich verlassen habe. Ich bin deine Ehe. Guck, du kannst nichts weiter tun. Sie transportieren mich ab. Ich werde in den Leichenwagen getragen und sie fahren mit mir fort. Was dir bleibt, sind deine Erinnerungen.“

Ich erinnere mich an die Geburtstage meiner Familie, die er stets mit Aufmerksamkeiten bedachte. Schokoladenhäuschen für meine Töchter, Pralinen für meine Frau, Portwein für mich. Ich erinnere mich an seine Unkrautfreie Gartenarbeit, an sein lautes Lachen, seine zärtlichen Worte über seine vor langer Zeit verstorbenen Frau.

Ich kannte ihn kaum, meinen Nachbarn, der sein Wesen durch Gesten unterstrich, nicht durch Worte. Und so wie er fortgetragen wurde, sah ich meine verstorbene Ehe auf der Liege ruhen.

Ich ging rüber zu seinem Sohn, umarmte ihn, wünschte ihm mein Beileid und weinte Rotz und Wasser. Mein Nachbar war ein toller Mensch. Ich benötigte keine tiefgreifenden Gespräche mit ihm führen, um seine Seele zu begreifen.

Ich legte mich auf mein Sofa, ließ die Glotze laufen bis ich eingeschlafen war und am nächsten Morgen wieder aufwachte – heute.

Ein neuer, elender, einsamer Tag zwischen all meinen Mitmenschen.

Kein Nachbar, keine Ehefrau und Kinder mehr.

Ich schaute raus und die Sonne schien. Das ist gelogen. Es war grau und windig. Ich machte mich fertig. Putzte mir die Zähne, damit sie mir lange erhalten bleiben. Ölte meinen Bart, so dass er geschmeidig bleibt. Dachte an meine Familie, die nicht mehr im Haus lebt.

„Aufstehen! Lehn dich auf! Lass dich nicht hängen! Du hast ein Leben! Wir alle haben ein Leben in dieser verdorbenen Welt zwischen verdorbenen Charakteren inmitten eines verdorbenen Systems, in der Loyalität nichts weiter als Utopie geworden ist! Mach die Welt schöner, wenn es schon kein anderer tut.“

Ich machte mir Musik an und tanzte und weinte – um meine Ehe und um meinen Nachbarn. Ich tanzte, wie ich früher in meiner HipHop Gruppe tanzte und wie diese schönen Menschen auf diesen schönen Bildern tanzend abgebildet sind.

Ich machte die Musik aus, fuhr zur Arbeit und lachte.

Wie Herr Heins schrieb: wir haben eine Zukunft!

Das sind tröstende Worte.

Theodoros Iatridis, Gifhorn (Niedersachsen)

Unscheinbares (zu den folgenden Blätter- Bildern)

Sie ist präsent, drängt sich auf, schiebt sich nach vorn, ist laut, schrill, gleißend, unsere moderne Zivilisation, dieser Glanz und Glimmer in Chrom und Plastik, in grellen Farben vorrangig.

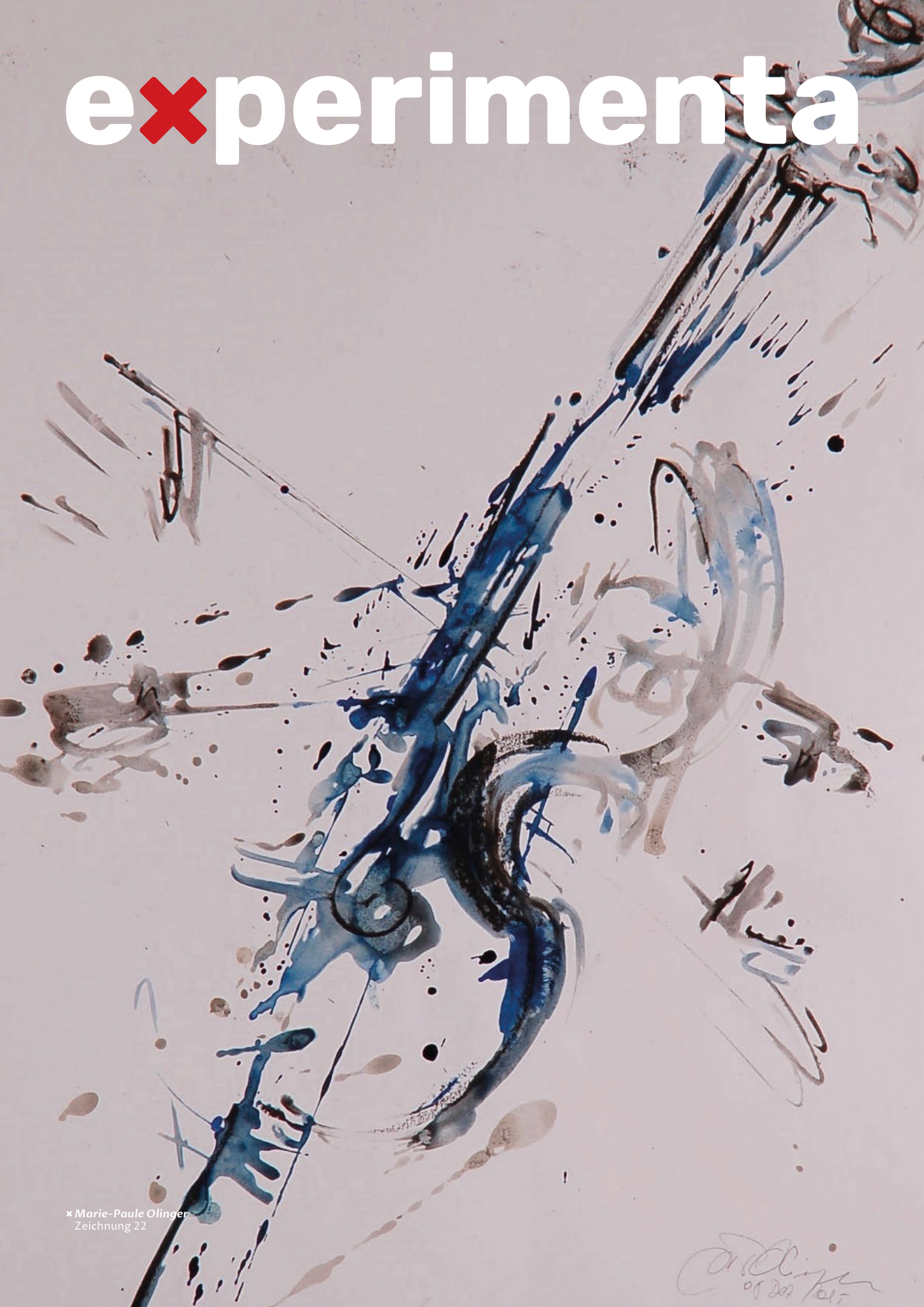
Daneben aber immer noch dieses Unscheinbare, neben der käuflichen Marktware das Natürliche-Kleine an Straßenrändern, auf Resten innerstädtischer Freiflächen zwischen Hochhäusern, in Parks, vor allem aber in Wald und Flur, dieses immer Neue „Es werde...“.

Das will ich in **experimenta** zeigen, hier am Beispiel von grad´ erst entstehenden Blättern, und das wollte ich zeigen in einer Fotoausstellung „Blüten-Blätter- Früchte“ im April 2014 im Gemeindesaal der Ev. Kirchengemeinde Berlin-Baumschulenweg.

Wolfgang Prietsch



experimenta



✱ Marie-Paule Olinger
Zeichnung 22

Marie-Paule Olinger
05.07.2017



INKAS

...wo Schreiben

Spaß macht!

www.inkas-institut.de

www.v-college.de
Informieren Sie sich auf
unserer Homepage.



Einzel-Nachhilfe
im Internet

Printausgaben und E-Books von:
Emmanuel Bove
Jim Grimsley
Andreas von Klewitz
Fernando Molica
Zé do Rock

EDITION **diá**

www.editiondiá.de

Handbuch für Autorinnen und Autoren

DIE Investition in Ihre Zukunft!

Informationen und Adressen aus dem deutschen
Literaturbetrieb und der Medienbranche.



Handbuch
für Autorinnen
und Autoren
18. Auflage

- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

• uschtrin •

rowohlt

Utopisch phantastische Literatur
Erotische Geschichten **Kriminalfälle**
www.sfbasar.de **Buchbesprechungen**
Wettbewerbe **Buchpreisrätsel**
Literatur **Leseproben**
Bekannte Autoren **Neue Ideen**
Unentdeckte Talente **Originelle Texte**
und vieles mehr...




SFBASAR.DE
DER LITERATURBLOG



Kultur iV
passiert hier!

Schauspiel
 Lesungen
 Gitarrenkonzerte
 Klezmer
 Experimentelle Musik
 Chansons & Texte
 Performance
 TanzTheater
 Freie Szene Saar

theater
 im Viertel
 Saarbrücken Landwehrplatz 2

Programminfo: www.dastiv.de

experimenta Facebook-Seite auch als App

Die experimenta Facebook-Seite gibt es jetzt auch als App für Android und Apple iOS unter folgendem Link abrufbar: <http://experimenta.chayns.net>

So bleibt Ihr immer auf dem Laufenden.

Impressum

experimenta

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.,
Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55411 Bingen

Redaktion:

Karla Aslan (Tanz und Theater), Philip J. Dingeldey (Social-Media), Bastian Exner (Prosa), Jens-Philipp Gründler (Sound Voices), Antje Hampe (Lyrik), Rüdiger Heins, Annette Rümmele (Preise und Stipendien), Franziska Schmetz (Bildredaktion), Elisabeth Schmidt (Schlusskorrektur), Barbara Wollstein (Filmkolumne), Charles Stünzi, Bella Bender (Prosa und Social Media), Alex Bäke, Kevin Coordes

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Xu Pei

Layout und Gestaltung: Wolf Dobenecker

Webmaster: Christoph Spanier

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:

experimenta
Dr.-Sieglitz-Straße 49
55411 Bingen

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:
redaktion@experimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.

Auflage: 20.000

ISSN: 1865-5661

URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2019-034

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Titelbild: Marie-Paule Olinger, Kopf an Kopf 2014

Die Printausgabe, als Klebebindung, kann per E-Mail bestellt werden: abo@experimenta.de

Kostenbeitrag Euro 12,- inklusive MwSt und Versandkosten. Die Redaktion ist nicht am Umsatz beteiligt. Bei der Bestellung in der E-Mail bitte die Postanschrift mitteilen.





✱ Marie-Paule Olinger
Kopf an Kopf (2014, Acryl & Sand)

e xperimenta

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben

www.inkas-institut.de